Der
entscheidende Augenblick.

Zweiter Band.

Der

entscheidende Augenblick.

Socialer Roman

von

Fedor Alex Wegener.

Zweiter Band.

Verlegt
von
M. Simion in Berlin.

—

1850.

23.

Nach Algier.

Charles hatte auf der Universität seine Studien beendet und kehrte nunmehr nach abgelegtem juridischen Examen aus dem „Quartiere latin" in den Familienkreis seines Wohlthäters, des Grafen von Bodincourt, zurück.

Zu seiner großen Freude fand Charles die ganze gräfliche Familie in Paris beisammen, selbst der junge Alfred war auf Urlaub bei seinen Eltern eingetroffen und konnte ihnen längere Zeit widmen, was Alle mit einer innigen Freude erfüllte.

Der angehende Jurist fand eine herzliche Aufnahme im Hause des Grafen. Der eigene Sohn konnte von dem gräflichen Ehepaar nicht freundlicher und liebreicher empfangen werden, wie der junge Charles.

Mit Alfred von fast gleichem Alter, umschloß bald das engste Freundschaftsband die Herzen der beiden Jünglinge, die sich als Brüder betrachteten und behandelten.

Glückliche Tage verlebte Charles in dem gemüthlichen Familienkreis, selige Tage an der Seite der jungen, lieblichen Amélie.

Villa Amélie, die reizende ländliche Besitzung des Grafen von Bodincourt, ward bald darauf bezogen und vermehrte dieser Umzug womöglich noch das stille Glück des jungen Verliebten, der in den Laubgängen des Parkes an der Seite der jungen Vicomtesse umherschwärmte und fast ganz dem Erdenleben entrückt war.

Die Abende vergingen im traulichen Familien-Cirkel unter angenehmer und unterhaltender Conversation.

Alfred, ein enthusiastischer junger Kriegsheld, erzählte von den militärischen Kreuz- und Querzügen in den algierischen Steppen und wußte hier und da so ergötzliche Anecdoten einzuflechten, daß die gemüthliche Heiterkeit sehr oft in den ausgelassensten Frohsinn überging.

Der Graf sowohl wie dessen Sohn Alfred waren Soldaten mit Leib und Seele und die Rückerin-

nerung an bestandene Kriegsabenteuer electrisirte die beiden Kämpen oft dergestalt, daß sie die Zuhörer selbst mit ansteckten.

Selbst Charles, so sehr ihn auch die Liebe mit ihren Banden gefesselt hielt und seine Geisteskräfte fast sämmtlich absorbirte, konnte seine Sympathieen für den Kriegerstand nicht unterdrücken, ja, er äußerte sogar gelegentlich, daß er für seine Person den Kriegerstand jedem anderen Stande vorzöge.

Diese Worte fielen durchaus auf keinen unfruchtbaren Boden.

Sofort ward der Herr Student der Rechte vom Obersten und seinem Sohne bestürmt, die Feder und die Pandecten bei Seite zu legen und das männlichere Schwert zu ergreifen.

Charles gab mit Freuden seine Einwilligung zu dieser Veränderung seiner Carrière, da dieselbe ganz mit seinen Neigungen übereinstimmte. Zudem machte er sich ohngefähr folgende Reflexionen:

„Als Civilist hast du wenig oder gar keine Aussicht auf Améliens einstigen Besitz; dagegen ist die Kluft als französischer Offizier meinerseits und dem Adel und Reichthum Améliens andererseits nicht mehr so groß, daß sie nicht zu überspringen wäre."

Diese Aussicht bestimmte Charles' Handlungs-

weise. Er beschloß, Kriegsdienste zu nehmen und sein Glück mit dem Schwerte zu versuchen.

„Aber dann ist es ganz natürlich, daß Du mit nach Afrika kommst, lieber Bruder!" rief der junge Chevau-léger-Offizier, „denn nur allein in Algier ist jetzt für einen französischen Krieger Ruhm, Ehre und Avancement zu holen. Du wirst also ohne Frage mein Zelt-Camerad, Charles, dabei bleibt es!" —

Und dabei blieb es. Es war durchaus nicht mehr schwer, dem kampflustigen Verliebten das betreffende Versprechen abzunehmen.

Zum Leidwesen der weiblichen Zuhörerschaft ward sofort das Weitere in Charles' Militair-Angelegenheit besprochen und man trennte sich erst, nachdem die Uhr bereits die Mitternachtstunde angezeigt hatte. —

Charles wollte also vollständig aus seiner früher beschlossenen Carrière treten und sich nunmehr ganz dem Kriegshandwerk widmen.

Für's Erste konnte er in den Steppen Afrika's durchaus nur auf Strapatzen und Kriegsunannehmlichkeiten rechnen, für welche wenig lockende Aussicht er eine ruhige und bequeme Lebens-Zukunft aufzugeben im Begriffe stand.

Was war der mächtige Hebel zu dieser unvermutheten Handlungsweise des jungen Mannes? —

— Liebe! —

Ja, Liebe war's freilich, aber Liebe mit Ehrgeiz gepaart. Charles besaß eine starke Portion Ehrgeiz, die mit der Liebe in einem Kampf begriffen war, aus welchem beide Theile gleich siegreich hervorgingen.

Dort, wo der Ehrgeiz einmal entflammt ist, da erlischt er nimmer, er wird im Gegentheil stärker und stärker, je mehr Hindernisse sich ihm in den Weg zu stellen suchen.

Der Ehrgeiz überwindet alle Hindernisse, und dies war bei Charles der Fall.

Der Tag begann bereits zu dämmern, als sich der Gott des Schlafes endlich erbarmte und den armen Studenten der Rechtswissenschaft in einen leichten Schlummer wiegte, aus dem er indeß bald wieder erweckt wurde, um der Einladung der Gräfin Folge zu leisten, den Morgenimbiß mit der Familie auf der weinumrankten lieblichen kleinen Insel:

„Amélien-Ruh"

einzunehmen.

24.

Ein Vorposten-Gefecht.

Alfreds Urlaub ging zu Ende. Charles sollte den jungen Cavallerie-Offizier nach Algier begleiten.

Eine wahrhaft melancholische Stimmung war über die sonst so frohsinnige gräfliche Familie gelagert; selten noch ertönte ein heiterer Scherz von Seiten der jungen Leute.

Alle wurden durch den bevorstehenden Abschied in eine trübe Stimmung versetzt.

Amélie war die einzige, welche ein heiteres Gesicht zur Schau zu tragen suchte. Allein, unvermögend, ihren Gemüthszustand durch diese gezwungene Heiterkeit verbergen zu können, überwältigte sie der Schmerz oft so, daß sie in helle Thränen ausbrach und dann jedesmal schnell das Zimmer verlassen mußte, um sich in wohlthätiger Einsamkeit wieder sammeln zu können.

Charles streifte fast den ganzen Tag über im Parke herum oder befuhr den See, in dessen Mitte sein Lieblings-Plätzchen, die Insel „Amélien-Ruh" lag. Er wollte mit seinem Kummer allein sein, in stiller Einsamkeit war seinem Herzen am wohlsten.

Bei der Gräfin von Bodincourt konnte man den Gemüthszustand an der auffallenden Blässe ihres sonst von Gesundheit strahlenden Antlitzes errathen.

Nur der Graf von Bodincourt und sein Sohn Alfred blieben sich gleich, weil beide Krieger an ein wechselvolles Leben schon gewöhnt und die zarteren Gefühle hierdurch etwas abgestumpft waren.

Indeß, auch ihre fast unzerstörbare Gemüthsruhe fing an, erschüttert zu werden, als die Familie am Vorabend der Trennung sich um den Theetisch versammelt hatte und Jeder schweigend seine Tasse leerte, denn Niemand hatte den Muth, die Unterhaltung mit einem nichtssagenden Gespräche zu beginnen.

Améliens blaue Wunderaugen waren geröthet, und selbst der Gräfin perlte von Zeit zu Zeit eine Thräne die bleiche Wange herab.

Dieser Anblick erschütterte denn doch die Kaltblütigkeit des Grafen. Er saß schweigend im Divan und hielt das Haupt trübsinnig in die Hand gestützt. Lange Zeit versuchte er vergebens, der aufsteigen-

den väterlichen Gefühle Meister zu werden. Es gelang ihm erst nach längerer Zeit, den Frauen ein heiteres Antlitz zu zeigen und wie zum Troste zu erzählen, daß Abd-el-Kader wahrscheinlich neue Feindseligkeiten nicht gegen Frankreich beabsichtige, da er seit einiger Zeit wie verschollen sei.

Er selbst glaubte durchaus nicht an das, was er den Damen erzählte, denn er wußte zu gut, daß einem tüchtigen Sturme in der Regel eine große Windstille voranzugehen pflegt; indessen richtete dieser Trost doch, so unhaltbar er auch war, die zagenden Gemüther der beiden Damen auf.

Die jungen Männer gaben, das Bestreben des Grafen durchschauend, demselben in allen Stücken natürlich Recht.

Kaum bemerkte der Oberst das Verschwinden der traurigen Gesichter, so ließ er eine Flasche Champagner heraufbringen, auf das Wohl der abziehenden Kämpen ein Glas leerend.

Nachdem die Damen ziemlich beruhigt das Zimmer verlassen hatten, wurden noch einigen Flaschen die Hälse gebrochen und man begab sich in recht seliger Weinlaune zur Ruhe.

Charles nahm ganz früh am folgenden Tage zum Voraus zärtlichen Abschied von der Geliebten,

da sie bei dem öffentlichen Abschiede ihre Neigung vor den Augen der Eltern verbergen wollten.

Zwei Stunden später rollte die Chaise, in welcher die jungen Männer saßen, von Staubwolken umgeben, dem Süden zu.

Der Verfasser glaubt, daß es hier am Orte sein wird, etwas über die weiteren Lebensschicksale des würdigen Hauslehrers Herrn Fabert verlauten zu lassen.

Nachdem er alle seine Zöglinge im gräflichen Hause verloren hatte, schloß er sich aus Reiselust und um dem Hange des Naturforscherlebens gemächlich nachgehen zu können, einer Gesellschaft an, die den Zweck hatte, das mittlere Afrika, vom Mondgebirge an, zu durchforschen und der Akademie der Wissenschaften zu Paris von Zeit zu Zeit von ihren Entdeckungen Bericht zu erstatten.

Hier nun im mittägigen Afrika ereilte den armen Hauslehrer sein tragisches Geschick.

Hinter Conjo wurde er bei einer physikalischen Untersuchung des Bodens am Meeresstrande von den Negern aufgehoben, in das Innere des Landes gebracht, dort mit afrikanischen Leckerbissen unnachsichtlich gemästet und dann zum Bebrüten der heiligen

Straußeneier verwandt, in welcher heiligen Beschäftigung der gute Herr Fabert wahrscheinlich bis jetzt noch verharrt, wenn er der großen Anstrengung des Bebrütens nicht bereits unterlegen ist, welches Letztere wir dem hart Geprüften von Herzen wünschen wollen.

Friede einst seiner heiligen Asche.

Für die Franzosen ist Algier eine tüchtige, lebendige Schule des Krieges. Manche Abenteuer werden hier bestanden, mancher Muth erprobt.

Klingen auch manche Berichte oft prahlerisch, so ist doch nicht zu läugnen, daß Gewandtheit und Unerschrockenheit sich hier oft bewährt. —

Die Trostgründe des Grafen von Bodincourt hatten, wie vorauszusehen war, in Betreff des Krieges in Algerien nicht Stich gehalten.

Kaum waren Alfred und Charles, letzterer als Volontair, beim Regimente eingetroffen, als auch schon die Nachricht von einer neuen Schilderhebung des unermüdlichen Abd-el-Kaders kam.

Demzufolge wurde das Chevau-légerregiment, in welchem die beiden jungen Leute dienten, mit einer entsprechenden Anzahl Infanterie beordert, den Feind in Schach zu halten.

Ein Freund Alfreds, der Kapitain Dufraite führte das Detachement Infanterie und eine Abtheilung der leichten Jäger, und eben dieser Offizier gerieth mit den Arabern zuerst in's Gefecht.

Der Feind war indeß den Franzosen durchaus überlegen. —

Das Detachement Infanterie, bereits auf die Hälfte reducirt, so wie die Jäger, zogen sich kämpfend vor den Arabern zurück, welche die Franzosen gezwungen hatten, den Weg durch das Gebirge zu nehmen, aus Besorgniß, eingeschlossen zu werden.

Die Reiterei zog mit den Verwundeten voraus, nur darauf achtend, daß man nicht den Hals breche, und überließ es der Infanterie, den Feind in Respect zu halten.

Als aber die Nacht herein brach, gingen die Pferde keinen Schritt mehr vorwärts und man mußte sich auf einer Anhöhe lagern.

Glücklicherweise war diese Anhöhe nur durch einen ziemlich entfernten Hohlweg zugänglich, wo Vorposten ausgestellt wurden.

Der Kapitain Dufraite, Alfreds Freund, befehligte wegen der gefährlichen Lage des Hohlweges, diesen Vorposten in Person.

Es war ausgemacht, daß die Jäger, sobald sie

konnten, sich in Marsch setzen und die Vorposten-Mannschaft, welche den Paß bewachte, davon benachrichtigen sollten.

Kapitain Dufraite brachte die Nacht unter den Waffen zu, wiewohl ohne Anfechtung, da sich die Araber die Erholung des Schlafes gönnten.

Als nun die Sonne die Augen aufschlug, machte er seine Vorbereitungen, indem er hoffte, daß man ihm gleich den Befehl zum Aufbruch schicken würde; aber es kam der helle Tag, die Araber fingen wieder an, ihre Burnus von der anderen Seite des Weges zu zeigen, ohne, daß etwas geschah.

Kapitain Dufraite wurde endlich unruhig und ging mit einem Voltigeur fort, um zu sehen, was der Reiterei begegnet wäre.

Aber indem sie an den Eingang der Anhöhe gelangten, standen beide mit einem Schrei still.

Die Reiterei war abgezogen und der Rest der Infanterie-Abtheilung mit ihr.

„Wir sind verlassen!“ schrie der Voltigeur, welcher sich in Begleitung des Kapitains befand.

„Es muß sich dort irgend ein Unfall ereignet haben!“ bemerkte der Kapitain.

In diesem Augenblicke wendete der Voltigeur seine Blicke auf den Abhang, welcher sich längs des Weges

erstreckt und gewahrt in der Tiefe den Leichnam eines Jägers, welcher daselbst mit seinem Pferde hinabgestürzt war.

Er zeigte ihn dem Offizier, welcher sogleich den ganzen Zusammenhang errieth.

Dieser Reiter war ohne Zweifel während der Nacht abgeschickt worden, um ihm das Zeichen zum Aufbruch zu geben, und der Rest der Abtheilung hatte sich mit in Marsch gesetzt, in der Meinung, die Vorposten-Mannschaft würde folgen.

Wie nun jeder seinen Ausspruch über die Meinung des Kapitains gab, fing das Feuer von der Seite des engen Weges an und der Vorposten erschien bald, im Rückzuge mit den Arabern kämpfend.

Sie waren ihrer zu wenig, um nur daran denken zu können, die Hochebene zu überschreiten.

Kapitain Dufraite ließ in halber Wendung links abmarschiren an einer Schlucht hin, welche eine Art von bedecktem Wege gegen die Ebene hinab bildete

Man weiß, wie es bei diesen Gebirgsmärschen zugeht, wenn man ein Paar Hundert Wilde auf den Fersen hat.

Auf jeder Terassenabstufung ließ die Vorposten-

Mannschaft einen Kameraden hinter sich, sie waren schon nicht mehr als zehn!

Bei alle dem behielt Kapitain Dufraite seine Kaltblütigkeit und sagte nur hier und da:

„Sparet das Pulver!“ oder:

„Zielet sicher!“

So kamen sie endlich an den Ausgang des Berges, aber jetzt hielt der Kapitain selbst inne.

Ein Trupp feindlicher Reiter hatte einen Umweg gemacht und versperrte den Weg.

Sie fanden sich zwischen zwei Feuern.

Der Offizier wendete sich ab, um seine Leute zu zählen.

Es waren nicht mehr als fünf.

„Nun,“ sagte er mit einer Art stiller Wuth: „hier müssen wir unsere letzten Patronen verschießen!“

Einer sah den Anderen an, niemand konnte wissen, was in ihren Herzen vorging. Was den Kapitain Dufraite betrifft, so war es ihm eng um das Herz, versteht sich, nicht wegen der Gefahr, sondern wegen des Schimpfes, hier wie in einer Rattenfalle gefangen zu werden und ungerächt zu sterben.

Der Kapitain hatte die Arme gekreuzt, seinen Säbel gegen die Brust gedrückt und schaute mit grimmigen Blicken auf die Ebene hinaus.

Plötzlich rief er aus:

„Reiter!"

„Wo sind sie?!"

„Da unten zur Linken!"

Eine Staubwolke erhob sich in der That von dieser Seite, und ein Trupp Reiter kam im Galopp angesprengt.

„Alle Teufel," rief der Kapitain wieder, welcher gegangen war, um sie zu sehen, „es sind unsere Jäger!"

„Unsere Jäger?" wiederholte das zusammengeschmolzene Häuflein:

„Haben sie denn Verstärkung gefunden?"

„Nein, nur zwei Chevau-légers sprengen dem Trupp voran!"

„Aber es sind nur fünfzig?"

„Sie werden sich durchhauen!"

In der That, die Abtheilung, verglichen mit der Truppe der Araber, hatte das Ansehen einer Schaluppe neben einem Dreimaster.

Aber sie hatten das Heldenhäuflein wahrgenommen, sie schwangen ihre Säbel, stießen ein Geschrei aus und griffen die Beduinen an.

Das war ein Anblick!

Die kleine Truppe Franzosen, an ihrer Spitze

Alfred und Charles, schossen in den Haufen der Araber, wie eine Kugel

Aber der Pulverdampf und der Staub hinderten die Vorposten-Mannschaft einige Zeit, etwas zu unterscheiden.

Man hörte nichts, als Geschrei und Flintenschüsse.

Endlich, als der Dampf sich verzog, gewahrte man die Franzosen am Eingange des Passes.

Die funfzig Reiter, es waren jetzt nur noch dreißig, hatten dreihundert feindliche Reiter in die Flucht gejagt!

Alfred sprang vom Pferde und sank seinem geretteten Freunde an die Heldenbrust.

Sie sprachen nicht, aber Freudenthränen rollten ihnen in den Bart hinab.

Die Vorposten-Mannschaft saß hinten auf und wurde so in das nächste Blockhaus geführt.

Hier erfuhren sie nun, daß sich Alles so zugetragen, wie Kapitain Dufraite errathen hatte.

Die Kameraden hatten ihre Abwesenheit nicht eher wahrgenommen, als am Morgen, indem sie die Ebene betraten.

Sie hatten zuerst die Verwundeten in das Blockhaus geführt und hernach waren sie, und an ihrer

Spitze Alfred und Charles, welcher letztere seinen brüderlichen Freund unter keinen Umständen allein ziehen lassen wollte, sogleich zurückgekommen, entschlossen, sich bis auf den letzten Mann durchzuhauen, um die Verlassenen zu befreien.

Sie hatten Wort gehalten. —

Alfred und Charles hatten sich bei dieser Affaire rühmlichst ausgezeichnet, ja, der Letztere hatte in der Hitze des Angriffes, einen Schuß durch den linken Oberarm erhalten.

Diese Verwundung, obgleich an und für sich nicht gefährlich, machte dem jungen Krieger doch längere Zeit sehr schmerzhafte Tage und ihn zugleich kampfunfähig.

Mit dem ersten Transporte der Verwundeten in das Lazareth abgehend, war ihm der Abschied von seinem gesunden und munteren Waffengefährten Alfred besonders ergreifend und schmerzlich.

Indessen hatte er kurz nach seiner Genesung die freudige Genugthuung, wegen seines ruhmvollen Betragens bei dem erwähnten Vorposten-Gefechte sich zum Grade eines Unterlieutenants befördert zu sehen.

25.

Der Fall Polens.

Die Kinder des Fürsten Sarjiensky waren bereits je drei und zwei Jahre alt, als die polnische Revolution vom Jahre 1830 mit ihren furchtbaren Verheerungen hereinbrach.

Die Freiheitsliebe der immer noch schwärmerischen Fürstin Sarjienska loderte abermals in lichten Flammen auf und übertäubte jedes andere Gefühl im Herzen der stolzen Polin.

Sie widmete daher den Freiheitsbestrebungen ihres geknechteten und blutenden Vaterlandes im entscheidenden Augenblick alle ihre Kräfte.

Im Vereine mit ihrem Gemahle organisirte sie auf ihren weitläuftigen Gütern zwei Regimenter Infanterie und führte sie, völlig uniformirt und einexercirt, dem freiheitsbegeisterten Heere zu.

Der Fürst, ihr Gemahl, selbst ein glühender Verfechter der polnischen Unabhängigkeit, nahm vermöge seines Ranges und seiner militairischen Kenntnisse eine Befehlshaberstelle in der polnischen Armee ein.

Glücklicherweise sollte er nicht mehr Zeuge des niederträchtigen Verraths sein, durch welchen sein theueres Vaterland abermals den verhaßten Russen in die Hände fiel und abermals unter der geschwungenen Knute sein Herzblut verspritzte.

Er fiel. —

In der Schlacht bei Ostrolenka fiel er als Sieger an der Seite des „Siegers von Ostrolenka", des tapferen Obersten Bem, dessen Stern schon damals so herrlich zu leuchten begann.

An der Seite Bem's durchbohrte eine Kugel seine Heldenbrust. Er starb, aber er starb in dem siegesfreudigen Wahne, daß seinem Vaterlande ein lichter Morgen der Freiheit anbrechen werde.

Doch die Freiheit ward wieder begraben und finstere Nacht bedeckt wieder Polenland.

Die Geschichte aber schläft nicht und die Verräther Polens sind durch die Geschichte gebrandmarkt auf ewige Zeiten.

Die Fürstin Sarjienska kämpfte gleich der Gräfin Platen in den Reihen ihres Regimentes;

doch kein Patriotismus mehr konnte Polens Schicksal aufhalten; es war zu spät.

Abermals nahte sich ein rückkehrender Kämpfer dem Schlosse seiner Ahnen, abermals vernahm man jedoch nur das dumpfe Geräusch der Trommeln, nur Schluchzen und Klagegeschrei.

Abermals begrüßte kein glückseliges Weib vom Söller herab den heimkehrenden Sieger, abermals ging ein schmerzbeladenes Weib an der Seite der Bahre, auf welcher der Gemahl, bedeckt mit Wunden ruhte.

Abermals bestattete die Fürstin Sarjienska einen Gatten, einen Gemahl, der im Kampfesgewühl gefallen war.

Abermals zeigte ein einfaches Kreuz am Schloßwege dem vorüberziehenden Polen an, daß ein Mann gefallen sei für Polens Freiheit.

Dies Kreuz war aber nicht mehr allein, ein zweites streckte gleichfalls trauernd seine Arme hin in die Weite, die nun wieder von Rußlands Scepter beherrscht ward. —

Die Füin mußte von Neuem flüchten, sie mußte von Neuem die blutgetränkte Erde des Vaterlandes meiden und sie zog mit ihren Kindern nach Paris,

nachdem sie von ihrem großen Vermögen gerettet hatte, was sich retten ließ.

Nach Frankreich zog die Fürstin, denn Frankreich hatte ja auch so eben die Sclavenketten der älteren Bourbonen zerbrochen und sich einen neuen König gegeben. Frankreich war also in seinen Bestrebungen glücklicher gewesen.

Frankreich allein war ja jetzt das Land, das die polnischen Flüchtlinge mit offenen Armen empfing und den Unbemittelteren großmüthige Unterstützung zu Theil werden ließ.

Diese letztere brauchte indeß die Fürstin nicht zu beanspruchen, denn sie hatte von ihrem Vermögen doch so viel gerettet, um im fernen Auslande standesgemäß leben zu können, wenn auch alle ihre liegenden Güter dem Todfeinde in die Hände gefallen waren.

In Paris widmete sich die Fürstin fast ganz der Erziehung ihrer Kinder, doch waren ihre Salons allen politischen Flüchtlingen, und besonders flüchtigen Polen geöffnet.

Die polnische Propaganda arbeitete an einer neuen Schilderhebung; die Fürstin nahm den thätigsten Antheil an der Ausführung des entworfenen Planes.

Daß die beabsichtigte Erhebung in der Mitte der dreißiger Jahre mißglückte, ist weltbekannt, doch hörte darum die Wirksamkeit der Propaganda keineswegs auf, im Gegentheil verdoppelte sie ihren Eifer womöglich, um endlich an das gewünschte Ziel, die Erreichung von Polens Unabhängigkeit, zu gelangen.

In Paris ward die Fürstin Sarjienska bald unter dem Namen der „schwarzen Dame" bekannt.

Diesen Beinamen erhielt sie deshalb, weil sie nie die Trauerkleider ablegte und hierdurch zahlreiche Anbeter verscheucht hatte. —

Die Erziehung der Kinder war unter ihren mütterlichen Augen vollendet und vollständig zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen.

Paul Alexis bezog die Universität und sollte nach beendeten Studien in den französischen Militairdienst treten, um seinem Vaterlande einst in der Stunde der Gefahr als tüchtiger Krieger zur Seite zu stehen.

Katharina war zu einer reizenden Jungfrau herangeblüht und der Stolz der Fürstin, welche in der Tochter ihr eigenes Ebenbild wieder erkannte. Katharina war wahrhaft schön und machte Furore in den Salons der Pariser vornehmen Welt. Ein

Schwarm von Anbetern machte sich kampffertig, um das Herz der jungen Prinzessin mit Sturm zu nehmen.

Allein — die jungen Herren hatten sich in ihren Erwartungen bedeutend getäuscht. —

Diese Blume blühte nicht für sie und sie sollte deshalb auch nicht von ihnen gepflückt werden.

Katharina sollte nur demjenigen Polen einst angehören, der an der Befreiung des geliebten Vaterlandes thätigen Antheil genommen haben würde.

Demgemäß flocht die junge Dame ihren Anbetern sehr niedliche Körbchen, mit denen sie einen geordneten Rückzug antraten.

Es war indessen durchaus nicht der Wille der Fürstin, den Rechten ihrer Tochter in dieser Beziehung zu nahe zu treten. Sie hatte derselben im Gegentheil nur den Wunsch geäußert, sie womöglich mit einem patriotischen Polen verbunden zu sehen.

Dies war auch der stille Wunsch des jungen Mädchens, denn auch Katharina war trotz ihrer Jugend bereits eine glühende Freundin der Freiheit.

Beide Frauen überließen es also der Zeit, der Erfüllung ihrer Wünsche vorzuarbeiten. —

Paul Alexis kam von der Universität als ein fanatischer Freiheitsheld.

Er war deshalb bald der Mittelpunkt der polnischen Emigration. —

Ueberall erklangen seine begeisterten Freiheitslieder und machten ihn zum Helden des Tages.

Diese Freude sollte indeß nicht lange dauern, denn seine Mutter bestand darauf, daß er sobald wie möglich in den französischen Militairdienst trete, um sich die nöthigen militairischen Kenntnisse zu erwerben, mit denen er einst seinem Vaterlande nützlich werden sollte. —

Der Wohlfahrt Polens brachte die Fürstin ein großes Opfer.

Sie suchte nämlich ihren Sohn dahin zu bestimmen, daß er in der Armee von Algier Dienste nehmen möchte, da dort für jetzt allein die Möglichkeit vorhanden war, die Kriegswissenschaft aus dem Grunde zu lernen.

Paul Alexis trennte sich höchst ungern von den Freuden und Genüssen der französischen Hauptstadt, allein er gab nach und nahm Dienste in einem algierischen Chevau-léger-Regimente.

In diesem Regimente diente gleichfalls der Rittmeister Graf Alfred von Bodincourt und dessen Pflegebruder Charles, der Lieutenant bei Alfreds Escadron war. Der junge Fürst Paul Alexis

trat gerade ein Jahr später als Charles in dem Regimente ein.

Die Fürstin Sarjienska aber machte kurz nach der Abreise ihres Sohnes in Begleitung ihrer Tochter eine Reise nach Deutschland und verweilte den ganzen Sommer über in dem reizenden Badeorte Karlsbad.

Erst nach der Badesaison kehrte sie in ihr Hôtel in der Faubourg Saint-Germain zu Paris zurück.

26.

Eine Schlacht.

Die französische Eroberung und Besitzergreifung von Algerien enthielt schon in sich die Nothwendigkeit, daß auch Marokko, das benachbarte Reich und priesterliche Sultanat des Muhamedanismus, mit der Zeit in diese Kämpfe verwickelt werden würde.

Dem Nationalhelden des Islam, Abd-el-Kader, als er vor den siegreichen Waffen der Franzosen über die Grenze Algeriens weichen mußte, fiel die Aufgabe zu, den ganzen Westen (Moghrib-el-Aksa, wie das Kaiserthum Marokko in seiner eigenen Sprache heißt) gegen das Christenthum aufzuregen.

Obgleich, wie es scheint, der Kaiser Abderrhaman lieber Frieden gehalten hätte, so mußte er doch in diesem Falle erkennen, wie auch die absoluteste Regierung von einem mächtig bewegten Volksgeiste willen-

los hingerissen wird, und wie ein Ereigniß, das in tausend anderen Fällen ohne große Bedeutung vorüber gegangen wäre, den Zunder zu einem allgemeinen Brande hergiebt.

Die nächste Ursache, welche den Ausbruch des Krieges veranlaßte, war die Hinrichtung des spanischen Consularagenten Darmon, der aus Nothwehr einen Mauren erschossen hatte, im Januar 1844.

Die Unterhandlungen hielten den Ausbruch des Krieges bis in den August zurück. Endlich aber wurde doch vom Sultan, welcher nur Zeit zu seinen Rüstungen erlangen wollte, ein Ultimatum verlangt, und als am 4. August 1844 durch den Pascha von El-Arisch eine unbefriedigende Antwort einlief, eröffnete der Prinz von Joinville von seinen Schiffen aus am 6. August das Bombardement auf Tanger, am 15. August das Bombardement auf die Festung Mogador und brachte die Batterieen der beiden Festungen zum Schweigen.

Zu gleicher Zeit, nur einen einzigen Tag früher, nämlich am 14. August, erfochten die französischen Landtruppen einen noch glänzenderen Sieg.

Marschall Bugeaud, der auf der entgegengesetzten Seite, an der Grenze von Temsen und Oran gegen Marokko, in seinem Lager zu Lalla Ma-

grenia stand, vernahm von dem täglichen Anwachsen und der Siegestrunkenheit des marokkanischen Heeres, bei welchem Muley Abderrhamans Sohn, der Erbprinz Sidi Mohamed, angekommen war.

Schon hatten seine Zufuhren, seine Vorposten Angriffe erlitten und die Gesinnung der Stämme in seinem Rücken wurde schwankend.

Da beschloß er loszuschlagen.

Am **14.** August **1844** rückte er, den Fluß Isly überschreitend, der dreifach an Zahl überlegenen Feindesmacht entgegen.

Er war alsbald von ihrer trefflichen Reiterei umringt, welche ihn nach der Weise ihrer hergebrachten Kriegsführung zu erdrücken suchte.

Der Kampf war fürchterlich, aber die französischen Quarrés hielten Stand, die Kartätschen wirkten, der Anprall ward zurückgeworfen und die europäische Disciplin siegte über die muhamedanische Tapferkeit.

Das Chevau-léger-Regiment, in welchem Alfred, Charles und Paul Alexis dienten, war zur Avantgarde kommandirt und kam hart ins Gefecht.

Alfred, als Escadron-Chef, trieb mit seiner Schwadron einen dreimal stärkeren Reiterschwarm vor sich her.

In der Hitze der Verfolgung bemerkte er aber

nicht, daß er sich zu weit vom Kampfplatze entfernt hatte und leicht von den Feinden abgeschnitten werden konnte, wo er dann natürlich rettungslos verloren war.

Er gewahrte diesen Fehler erst, als es schon zu spät war.

Die Marokkaner hatten schnell den Vortheil bemerkt und benutzten ihn nun auch so, daß Alfred in kurzer Zeit mit seiner tapferen Escadron von allen Seiten eingeschlossen war.

Hier half nichts weiter als schnelles Handeln. Alfred beschloß daher, eher zu sterben, als den Feinden lebend in die Hände zu fallen.

Ein verzweiflungsvoller Kampf entspann sich nun, und obwohl die Säbel und Pistolen der tapferen Chevau-légers tüchtig unter den Feinden aufräumten, so schmolz doch auch das Heldenhäuflein derselben immer mehr zusammen, so daß der Ausgang nicht im Geringsten zweifelhaft schien.

Da endlich faßte Alfred einen eben so schnellen, als kühnen Entschluß.

Er ließ wenden und suchte die feindliche Hintermauer zu durchbrechen.

„En avant!" schrie er laut, und die bis auf 60 Mann zusammengeschmolzene Schwadron stürzte sich auf den Feind im Rücken.

Dieser war durch das plötzliche Manöver augenblicklich außer Fassung gebracht und seine dichtgeschlossenen Reihen lösten sich, schlossen sich indessen eben so schnell wieder, nachdem sich die Marokkaner von ihrer Bestürzung erholt hatten.

Wieder entstand ein fürchterliches Gemetzel, durch das die Schwadron abermals auf die Hälfte zusammenschmolz.

Es waren jetzt kaum noch dreißig Mann im Kampfe.

Alle Offiziere waren fast gefallen, auch Alfred hatte schwere Wunden empfangen; er hielt sich indessen noch im Sattel.

„En avant!“ schrie er zum zweitenmal, abermals verzweifelt einen Durchbruch versuchend.

Da traf ihn eine gut gezielte Kugel in die junge Heldenbrust und er sank mit dem gleichfalls zum Tode getroffenen Pferde nieder.

„En avant!„ hallte es jetzt aber im Rücken der feindlichen Reiterschaar, und mit unwiderstehlicher Gewalt brachen die drei andern Schwadronen des Regiments und mit ihnen Charles und Paul Alexis (welcher erstere zu einer andern Escadron versetzt worden war) zum Succurs der tapferen Kameraden mit donnerndem Hurrah durch.

Der feindliche Reiterschwarm löste sich in wilder Flucht auf, als er die langen Reihen der Franzosen auf sich anstürmen sah, — er floh und hinterließ den Vorrückenden nur einen wahrhaft niederschmetternden Anblick.

Da lagen mehr denn hundert Mann der tapferen Schwadron auf dem Schlachtfelde dahingestreckt, theils todt, theils schwer verwundet mit dem Tode ringend.

Mit angstvollen Blicken suchte Charles unter den Geretteten seinen Alfred, aber ach, er war nirgend zu sehen.

Von dumpfer Ahnung ergriffen, sprang er vom Pferde und eilte durch die Reihen der Gefallenen, da erblickte er den theueren Vermißten unter der Last seines todten Pferdes.

Schnell zog er den blutenden Körper unter dem Thiere hervor. Es war noch Leben in ihm, denn das Herz schlug noch.

Er untersuchte sorgfältig die Wunden; da fand er denn, daß keine Rettung mehr, denn eine Kugel hatte mitten die treue Freundesbrust durchbohrt.

Jetzt schlug Alfred noch einmal die dunkelblitzenden Augen auf.

Er erkannte Charles. —

„Charles — mein Bruder —“ lispelte der

Sterbende, — „Charles — ich sterbe — aber — ich sterbe als Sieger — auf dem Bette der — Ehre. — Dies — ist mein Stolz — und mein — Trost. — Charles, grüß' mir — die Eltern — gieb ihnen — dies (er zog sein Portefeuille und seine goldene Uhr hervor und überreichte sie dem vor ihm knieenden Freund); — zum Angedenken — und bringe — Amélien — meinen — letzten — Gruß — von nun an — deine Schwe — — ach — —"

Er konnte das Wort nicht beendigen, die Augen brachen und entseelt sank er in die Arme des Freundes zurück.

Das bleiche Haupt ruhte noch lange an der treuen Bruderbrust des in tiefsten Schmerz versenkten jungen Kriegers.

Da ertönte die Signal-Trompete durch das Todtenfeld, und sich ermannend, lud Charles den dahingeschiedenen letzten Sprößling des erlauchten Geschlechts der Grafen von Bodincourt auf sein Pferd und sprengte den davoneilenden Kameraden auf das blutgetränkte Schlachtfeld nach. —

Die muhamedanische Tapferkeit konnte hier gegen die europäische Disciplin nicht Stand halten.

Das Ende der vierstündigen Schlacht war, daß dem französischen Marschall das gesammte Lager der

Feinde, das Zelt des Prinzen, sein Sonnenschirm, (das Zeichen des Oberbefehls) und die Fahne des heiligen Krieges in die Hände fiel.

Unaufhaltsam ergoß sich die Flucht der Marokkaner, zum Theil bis Fez.

Der prächtige Sonnenschirm des Prinzen war vom marokkanischen Hofe bei einem Marseiller Haus bestellt, aber zur Zeit, da er als Trophäe nach Paris geschickt wurde, noch nicht bezahlt gewesen, daher besagtes Haus mit seiner Schuldklage gegen die französische Regierung, als der nunmehrigen Besitzerin des Schirmes, auftrat.

Das Ergebniß aller dieser Kämpfe und Anstrengungen war wahrlich zunächst nichts weiter, als die Ernennung des Marschalls Bugeaud zum Herzog von Isly und des Prinzen von Joinville zum Viceadmiral von Frankreich.

Abenteuer und Ruhm! denn der Friede wurde gleich darauf abgeschlossen.

Charles war bei der Schlacht am Isly außer einigen Contusionen mit heiler Haut davon gekommen, nicht so der Fürst Paul Alexis Sarjiensky, der ein Freund und Zelt-Kamerad Charles' geworden. Der Fürst mußte an den in der Schlacht erhaltenen Wunden längere Zeit krank darniederliegen.

Die leblosen Ueberreste des Rittmeisters, Grafen Alfred von Bodincourt wurden mit allen militärischen Ehren feierlich zur Erde bestattet. —

Wegen der im Gefecht bewiesenen Bravour erhielt Charles die Rittmeisterstelle seiner Escadron und den Orden der Ehren-Legion.

Das Grab des gefallenen Freundes aber schmückte der junge Krieger mit den schönsten Blumen zum Zeichen des beständigen Angedenkens.

27.

Die Ahnung.

„Lieber Bodincourt," rief die Gräfin, mit blassem verstörten Antlitz auf einen Divan niedersitzend, „lieber Bodincourt, lächle über meinen Aberglauben, ja, spotte darüber, wenn Du es vermagst, aber beruhige mich! Es ist mir unerklärlich, wie es kommt, aber ich werde seit dreien Tagen von einer so furchtbaren Angst gequält, daß unserem Hause wahrscheinlich ein großes und schweres Unglück bevorsteht. Bis jetzt ist diese Prophezeihung noch immer eingetroffen. Behalte den 14. August im Gedächtniß, lieber Bodincourt, er ist vielleicht für uns ein Unglückstag. O, heilige Mutter Gottes, bitte für uns, daß diese Prüfung in Gnaden an uns vorübergehe — ach —"

Erschöpft sank die Gräfin zurück und schloß die Augen. —

„Beruhige Dich mein liebes Täubchen," rief der Graf, auf seine Gemahlin zueilend und sie in seine Arme schließend; „beruhige Dich, es ist wahrlich nur Dein aufgeregtes Blut, welches Dir einen so bösen Streich spielt. — Meine arme Louison! — Gewiß, Du bist krank, mein gutes Weibchen. Ich werde zu unserem Hausarzte, dem Herrn Vernet senden, damit er Dir ein niederschlagendes Pulver verschreibt. Er kennt ja Deinen aufgeregten Nervenzustand."

Der Graf erhob sich und wollte zur Klingelschnur greifen, allein er ward von seiner Gemahlin mit der Versicherung zurückgehalten, daß sie sich in körperlicher Beziehung ganz wohl befinde und keines Arztes bedürfe.

„Nun, wie Du willst, meine liebe Louison," erwiederte der Graf etwas unmuthig. „Wenn Du in der That nicht krank bist, nun, so versuche auch, die häßlichen Hirngespinnste, die Dich quälen, fortzujagen, da gerade in diesem Augenblicke gar kein Anlaß zur Furcht und Unruhe bei uns vorhanden ist."

„Aber, lieber Bodincourt, vergißt Du denn ganz, daß Frankreich mit Marokko sich im Kriege befindet, und daß unser Alfred und unser Charles in der Expeditionsarmee stehen? Im heutigen Moniteur steht bereits, daß Bugeaud am Isly

steht und wahrscheinlich sofort zur Schlacht schreiten wird.

Die Gräfin suchte unter den Journalen, die den Tisch bedeckten, nach der neuesten Nummer des amtlichen „Moniteurs“ und überreichte sie ihrem Gemahl mit den Worten:

„Da lies!“

Der Graf las und ward mehr betroffen, als er seiner Frau eigentlich merken lassen wollte.

Er schwieg und trommelte einen Geschwindmarsch auf dem Fenster, an dem er gerade Posto gefaßt hatte, während er seinen langen, bereits halbgrauen Schnurrbart krampfhaft hin und her strich und halb gedankenlos ins Freie blickte.

In diesem Augenblick trat ein Kammerdiener herein und überreichte dem Grafen einen Brief.

Dieser Brief trug das Postzeichen „Algier“ und die Aufschrift war von Charles' Hand.

Er hatte die Adresse kaum flüchtig überblickt, so erheiterte sich sein Angesicht und fröhlich rief er seiner Gemahlin zu:

„Sei guten Muthes, theures Weibchen, wir erhalten so eben durch unseren Charles Nachrichten aus Algier, und wie es scheint vom Kriegsschauplatz.“

„Aber warum erhalten wir diese Nachricht nicht

durch Alfred?" rief die Gräfin von Neuem erbleichend und von böser Ahnung ergriffen.

„Närrchen!" entgegnete lächelnd der Graf und entsiegelte sorgfältig das Schreiben.

Die Gräfin blickte mit ängstlicher Spannung auf das Gesicht ihres Gemahls, um die Nachrichten schnell von seinem Antlitze zu lesen. —

Kaum hatte indeß der Graf das Papier entfaltet und einige flüchtige Blicke in dasselbe gethan, als dasselbe auch bereits seinen zitternden Händen wieder entsank, die unvermögend waren, es länger festzuhalten. Die Augen traten aus den Höhlen heraus, das Gesicht ward bleich, und bewußtlos sank er in den Armsessel zurück.

„Heilige Mutter Gottes, Alfred ist todt!" schrie die Gräfin, krampfhaft vom Divan aufspringend und den Brief vom Boden aufraffend.

Sie hatte sich nicht getäuscht.

Der verhängnißvolle Brief bestätigte ihre Ahnung und benachrichtigte die Eltern von dem Tode Alfreds.

Der Brief war allem Anscheine nach in größter Eile im Kriegsgetümmel abgefaßt und lautete folgendermaßen:

„Theuerste Eltern!"

„Sie, die Sie dem fremden, ungekannten Find-

„ling gestattet haben, sich Ihren Sohn nennen zu „dürfen, Ihnen, Theuerste, habe ich heute eine trau„rige, ja eine erschütternde Meldung zu machen. Ihr „Sohn, mein geliebter Bruder Alfred, ist so eben „in meinen Armen an den Wunden, die er in der „heute am Isly geschlagenen Schlacht erhielt, ver„schieden. Die Details später. Alfred liegt, in „seinen Offiziermantel gehüllt, dicht neben meinem „Sitze, auf welchem ich mich niedergelassen habe, um „diesen Brief zu schreiben. Er ist in Folge seines „allzu kühnen Muthes ehrenvoll unterlegen und als „Held auf dem Schlachtfelde gefallen.

„Seine letzten Worte waren:

„„Charles — mein Bruder — ich sterbe — aber „ich sterbe — als Sieger — auf dem Bette der „Ehre. — Dies ist mein Stolz — und mein Trost. „Charles — grüß' mir — die Eltern — und „bringe — Amélien — meinen letzten — Gruß — „von — nun — an — Deine — Schwe — — „ach — — —""

„Bei dem Worte Schwester hauchte Alfred sei„nen Heldengeist aus. Vorher übergab er mir noch „sein Portefeuille und die goldene Taschenuhr, welche „beiden Gegenstände ich Ihnen, theuerste Eltern, so„fort mit nächster Post nachsenden werde.

„Diese Zeilen übergebe ich dem Courier zur Besorgung, der die Nachrichten der Schlacht am Isly nach Frankreich bringt.

„Ich will nicht versuchen, Sie in Ihrem Schmerze über den unersetzlichen Verlust zu trösten, denn ach, ich bin selbst trostlos! —

„Ich selbst bin, dem Schöpfer sei Dank, ohne bedeutende Verletzungen davon gekommen und befinde mich so wohl, wie man es nach einer durchgefochtenen Schlacht nur sein kann.

„Ich weiß, daß Sie diese Nachricht nach der vorhergehenden traurigen Kunde erfreuen wird, denn Sie lieben mich ja gleichfalls wie einen Sohn. —

„Der Courier geht gleich ab, und die Trommeln rasseln durch das Lager; ich muß schließen. Gott tröste und beschütze Sie und meine gute Schwester Amélie.

„Leben Sie wohl, dies wünscht

Ihr

Im Lager am Isly, gehorsamer Pflegesohn
den 14. August 1844. Charles."

Die Gräfin, so schwach sie vorher gewesen, war jetzt ganz umgewandelt. Mit Ruhe hatte sie den Brief Charles' durchlesen.

Diese Ruhe indeß war die Ruhe der Verzweif-

lung. Die Gräfin verfiel zwar in keine Bewußtlosigkeit, aber eine Apathie trat an deren Stelle.

Ein hitziges Nervenfieber war die Folge dieser furchtbaren Nerven-Alteration. Dasselbe machte nach einigen Tagen dem Leben der Gräfin Louison von Bodincourt ein Ende.

Der Graf von Bodincourt verfiel ob des doppelten schmerzlichen Verlustes in eine tiefe Melancholie, die ihn dem Grabe täglich näher brachte.

Er adoptirte deshalb seinen Pflegesohn Charles, damit der Name des Geschlechts von Bodincourt nicht mit ihm aussterbe, und legte ein Testament bei seinem Notare nieder.

Auf Amélie machten die beiden Todesfälle den schmerzlichsten Eindruck. Sie verfiel in eine langwierige Krankheit, die sie oftmals an den Rand des Grabes brachte, und von der sie erst nach Monaten vollständig wieder genaß.

28.

Nach Amerika.

Im Januar des Jahres 1846 spukte es in vielen Köpfen unseres lieben Deutschlands.

Eine neue Polen-Insurrection war losgebrochen und in der kleinen Republik der freien Reichsstadt Krakau im besten Gange.

Alle Zeitungen und Journale wimmelten von kriegerischen Proklamationen, welche die provisorische Regierung in Krakau erließ; — von Herzählung der russischen, östreichischen und preußischen Truppentheile, welche den Sitz der Rebellion cerniren sollten. Zugleich wurde hierbei niemals versäumt, den höchst wahrscheinlichen Ausgang der verunglückten Insurrection zu prophezeihen, als wenn dies eine so große Kunst gewesen wäre.

Wer um diese Zeit die polnischen Artikel in den

Zeitschriften las, dem kam gewiß ganz von selbst das bekannte Sprichwort in den Sinn:

„Viele Hunde sind des Hasen Tod!"

Obgleich die ganze Affaire kaum den Zeitraum von vierzehn Tagen überstieg, so wurden doch noch lange nach ausgefochtener Sache die früher so inhaltsleeren Zeitungen mit einer wahren Gier verschlungen; denn nun, nachdem der Waffentanz beendet war, wollte doch billiger Weise ein Jeder wissen, was die „heilige Allianz" mit der winzig kleinen Duodez-Republik Krakau beginnen würde, die ihr bereits so viel Kopfweh verursacht hatte.

Man war allgemein der Meinung, daß dem kleinen Schwerterkrieg ein großer Federkrieg folgen würde, und deshalb waren auch die Kaffeehäuser und Restaurationen so stark besucht und hatten so guten Verdienst, beinahe wie in den zwei Jahre späteren Märztagen des weltberühmten Jahres 1848.

In einer Keller-Restauration ohnweit des Hôtel de Brandenbourg zu Berlin war man so eben in einer sehr heftigen Debatte begriffen, die das Schicksal Krakau's behandelte, als der Redefluß der Stammgäste durch Hülferuf von außen unterbrochen wurde.

Zugleich hörten dieselben das Krachen und Zu-

sammenstürzen von Rädern, so wie das Zurufen herbei eilender Hülfeleistenden.

Man stürmte hinaus.

Draußen lag eine elegante Reise-Kutsche zertrümmert in der Mitte der Straße.

Ein Anfahren der Kutsche an einen beladenen Möbelwagen auf der anderen Seite der Straße war die Ursache des stattgehabten Unfalls.

Mehrere Menschen waren damit beschäftigt, das elegante Reisegefährt wieder auf die Räder zu stellen und die Deichsel einzuhängen, während ein Herr mit zwei Damen die anwachsende Menschenmasse durchschnitt und den Weg nach dem Hôtel de Brandenbourg einschlug.

Der gedachten Herrschaft gehörte die umgeworfene Reisekutsche.

Die Personen waren: die Fürstin Sarjienska, ihr Sohn Paul Alexis und ihre Tochter Katharina.

Niemand von den Dreien hatte durch den Unfall eine körperliche Verletzung erlitten.

Sie kamen direct aus dem insurgirten Krakau, nachdem der Fall des letzten Bollwerks polnischer Freiheit vorauszusehen war.

Paul Alexis sah sehr bleich und niedergeschla-

gen aus. Eine Schmarre im Gesicht und ein kleines schwarzes Pflaster auf der linken Wange des jungen Mannes bekundete hinlänglich, daß er für Polens Freiheit sein Blut verspritzt hatte.

Die Gesichter der beiden Damen waren tief verschleiert und ließen nur feurige, blitzende Augen deutlich erkennen.

Niemand sprach ein Wort. —

Am nächsten Morgen, es war noch finster und dichte Schneeflocken flogen durch die Straßen Berlins und bedeckten das schmutzige, jetzt gefrorne Pflaster mit einem reinlichen weißen Schleier, hielt bereits wieder die hergestellte Reise-Kutsche der Fürstin Sarjienska vor der Auffahrt des Hôtel de Brandenbourg und bald darauf rollte sie leicht mit den Insassen über die beschneiten Straßen Berlins dem Hamburger Thore zu.

In Hamburg angekommen, schiffte sich die fürstliche Familie ein und sagte dem wurmstichigen Europa Valet.

Die Seereise sollte ihr Ziel in den vereinigten Staaten von Nordamerika finden.

Dort wollte die Fürstin von der politischen Agitation ausruhen. Sie hoffte nach dem letzten Miß-

lingen nichts mehr für die Freiwerdung ihres Vaterlandes Polen.

Zugleich hatte sie im Sinne, ihre stark zerrütteten Vermögens-Verhältnisse in Amerika durch Landankauf zu verbessern.

Wehmüthig blickte Paul Alexis vom Hinterdecke aus dem immer mehr verschwindenden Lande nach. Als das Schiff ganz aus dem Elbstrom hinaus, die hohe See erreicht hatte, und nur noch ein ferner Streifen den Welttheil bezeichnete, in welchem das geliebte, aber geknechtete Vaterland lag, da tropften ein Paar heiße Thränen in seinen Bart hinab, doch gleich ermannte er sich und murmelte wie zum Troste vor sich hin:

„Noch ist Polen nicht verloren!“

29.

Ein Abend.

Am saftig grünenden Ufer des „omnipotent glorio-sen" Ohio's lag unter schattigem Gebüsch versteckt ein kleines niedliches Häuschen, dessen blendend weißer Anstrich mit dem rothen Ziegeldache einladend durch das Geländer schaute. —

Das Häuschen war auf einem kleinen Hügel erbaut und bot eine reizende Aussicht auf eine ansehnliche Kolonie, die in einiger Entfernung etwas mehr im Grund lag. —

Der Platz vor dem Hause war sorgsam geebnet, und gut gepflegtes Gras grünte auf demselben, während hinter dem Hause mehrere Wirthschaftsgebäude einen geräumigen, reinlichen Hofplatz umschlossen.

Hier und da stand ein alter, riesiger Urstamm auf dem rasenbewachsenen Vorplatz, der mit beque-

men Steigen versehen war. Sie waren gleichsam als Vorposten der nicht fernen Urwaldarmee aufgestellt, um hier an der Grenze der Civilisation gute Wacht zu halten.

Unten am Ufer des Stromes wandelte ein junger Mann in Farmertracht, die Hände auf dem Rücken, trübsinnig auf und nieder.

Die Junisonne nahete sich ihrem Untergange und vergoldete die Spitzen der uralten Riesenbäume, so wie das Kreuz auf der kleinen Kolonisten-Kirche des nahen Johannisgrundes.

Dieser Anblick rüttelte den jungen Grillenfänger aus seinen melancholischen Betrachtungen auf, und er ließ sich, zur Beobachtung des kommenden prachtvollen Schauspiels eines Sonnenunterganges in dieser Breite von Nord-Amerika, auf den Rasen unter einem mächtigen Eichbaume nieder.

Als nun aber das Tagesgestirn in seiner ganzen Pracht untergegangen war und nur noch einen flammenden, in allen Farben des Regenbogens schimmernden Wiederschein zurückgelassen hatte, da erfaßte das schöne männliche Gesicht des Hingestreckten wieder eine namenlose Wehmuth, und träumerisch blickte er in die verschwimmenden Farben des Himmels, wie

unbewußt folgende ergreifende deutsche Arie in die balsamische Luft hin singend:

„Eine Hand voll Erde
Deckt mich einstens zu,
Wenn ich Asche werde,
Geht's zu meiner Ruh!
Dann drückt mich kein Kummer
Mehr, in stiller Gruft,
Schlaf' ich Todesschlummer,
Bis Jehova ruft! —

Eine Hand voll Erde
Wird zuletzt doch mir,
Ob ich hier Beschwerde
Litte für und für.
Ob mich Armuth quälte,
Oder ob ich reich,
Ob ich Ahnen zählte,
Gilt der Welt dann gleich. —

Eine Hand voll Erde
Soll mir heilig sein,
Mehr als Prunkbeschwerde
Von des Bildners Stein!
Schon mein Leben drückte
Mancher Tage Pein,
Und der Gram erstickte
Oft mein fröhlich Sein. —

Eine Hand voll Erde
Wirft vielleicht mein Freund,
Traurig von Gebärde
Auf mein Grab und weint.
Wenn ich den nur habe,
Der zum Hügel schleicht,
O, dann wird im Grabe
Gottes Erd' mir leicht! —"

„So, i was tausend, das ist ja prachtvoll!" rief Jemand hinter dem Baume hervor.

„O! dann wird im Grabe Gottes Erd' mir leicht!" parodirte derselbe, aus seinem Versteck hervortretend.

„Wahrhaftig, gar nicht übel, recht rührend! Aber sag' mal, lieber Junge, wie kommst Du denn eigentlich auf diese Sterbegedanken? Ist Dir Dein Liebchen untreu geworden, he? hab' ich Dich endlich mal gefangen? Du bist ja jetzt ein wahrer Kopfhänger und Duckmäuser geworden, Wilhelm, was man doch im lieben freien Amerika bei Strafe nicht sein soll!" —

„Na na," fuhr er fort, „mach' nur nicht gleich ein so saures Gesicht, als wenn Du unreife Kirschen zwischen den Zähnen hättest, kannst mir Deinen Kummer immer vertrauen, lieber Junge, bin ja Dein Freund, nicht so, Wilhelm? Komm, erzähle mir,

was Dich drückt, vielleicht kann ich Dir helfen oder Dich wenigstens in Deinem Kummer trösten."

„Laß mich, Herrmann!" entgegnete der Angeredete; „Du kannst mir weder helfen, noch mich trösten, denn was mir fehlt, das geht nur mich an, und ich kann es noch Niemandem mittheilen, am allerwenigsten aber Dir jetzt, mein Junge. — Vielleicht später einmal, aber jetzt unter keiner Bedingung, Herrmann, darum sei so gut und laß mich in Ruhe." —

Herrmann Walter, denn diesen haben wir hier vor uns, sah seinen Freund einen Augenblick mit pfiffiger Miene an, dann rief er laut lachend und mit dem Finger schalkhaft drohend:

„Aha, mein Lieber, pfeifst Du aus dem Loche? — ha ha ha — ich glaube, Kerl, Du bist verliebt, und zwar bis über die Ohren. Oh! ich kann auch sagen, in welche der hiesigen jungen Damen — denn man hat so seine Beobachtungen. — Na na, närrischer Kauz, werde nur nicht gleich so roth wie ein gesottener Krebs, ich werde Dein Geheimniß nicht verrathen — ha ha ha. — An mir hast Du in dieser Beziehung einen treuen Freund und Verbündeten, denn gleiche Brüder, gleiche Kappen. Da, hier hast Du meine Hand darauf, schlag' ein! — so — und

nun wünsche ich weiter nichts, als daß Du bald möchtest sagen können:

„Als Verlobte empfehlen sich:

Wilhelm Richter,

Marie Walt — — —"

„Kerl, bist Du denn ganz und gar toll? paukst mir mit der flachen Hand ja auf den lieben Sprechapparat, als wenn's ein Hauklotz wär'! Ich muß Dich hiermit ernstlich bitten, in Zukunft mit Deinen Freunden mehr glimpflich umzugehen, sonst sehnet sich gewiß Niemand mehr nach Deiner zärtlichen Nähe, am allerwenigsten — Ma — — O! entschuldige gütigst, daß ich diesem Schlage ausgewichen bin, mir sitzt noch sehr wohl der Erste im Gedächtniß."

„Du bist ein unausstehlicher Schwätzer, Herrmann! Weiß Gott, Du bringst mich mit Deinen einfältigen Salbadereien noch um mein wenig Verstand!" rief Wilhelm.

„Na na, Du mußt Spaß verstehen, altes Haus. Wenn ich auch nicht immer jedes Wort auf die Goldwage lege, so mein' ich's doch nicht böse; Du weißt es ja, Wilhelm. — Aber sieh' einmal den prachtvollen Mondschein. — Was meinst Du, wollen wir uns nicht mit dem Kanoe dort ein Wenig auf der spiegelglatten Fläche des „omnipotent gloriosen"

Ohio's, wie ihn unser alter Gabriel immer zu nennen beliebt, schaukeln, he? Das muß ein kostbares Abendvergnügen sein, und unterweges erzähle ich Dir die neueste Indianer-Geschichte, welche uns unser alter Gabriel, der Halbindianer, neulich nach vielem Bitten aufgetischt hat. Also komm, mein Junge, komm! wir können auch an der Herrmanns-Insel anlegen und dort ein Wenig umherschlendern."

Ohne seinen Nachbar im Geringsten um dessen Einwilligung zu befragen, faßte er ihn am Arm und zog ihn mit sich in das Kanoe.

Der Mond leuchtete mild und klar am wolkenlosen Himmel und versilberte die Fluthen des majestätischen Stromes, der so ruhig daherfloß, daß seine Oberfläche einem Spiegel glich. An den Ufern ertönte von Zeit zu Zeit der Ruf eines Wipp-or-wills und von der Herrmanns-Insel herüber ertönte der melodische Klang einer Nachtigall. —

Der Nachen glitt leise durch die Wasser, den Strom entlang; die darin Befindlichen waren in tiefes Schweigen versunken beim Anblicke der herrlichen, wahrhaft großartigen Natur.

Wilhelm Richter, unser alter Bekannter und Schulkamerad Carl Müllers, des jetzigen Grafen von Bodincourt, gedachte seines lieben deutschen

Heimathdörfchens Hailbach im schönen Sachsenland, wo er die herrliche Zeit der Kindheit durchlebt hatte und in das Jünglings-Alter getreten war; er gedachte aller dort im fernen, fernen Europa zurückgebliebenen Freunde und Bekannten, seiner trotz der Jugend dennoch mannichfachen Schicksale; er rief sich eine dem Anscheine nach hoffnungslose Liebe in das Gedächtniß zurück; dies Alles stimmte sein weiches Gemüth womöglich noch wehmüthiger. Die Arme auf der Brust verschränkt und die Augen nach dem Monde gerichtet, saß er im Bug des Kanoe und strömte seine Gefühle endlich in folgendem Liede aus:

„An des ew'gen Vaters Hand
Und am Wanderstabe,
Wandle ich durch's Pilgerland
Hin zu meinem Grabe. —

Was ich habe, ist nicht mein
Hier auf dieser Erde;
Drum will ich mich hier erfreun,
Bis ich Asche werde.

Manches Gut' und manches Glück
Hab' ich hier genossen,

Mancher schöne Augenblick
Ist dahin geflossen.

Mancher Freund, den ich gekannt,
Ließ mir Rosen streuen,
Und an seiner Freundeshand
Mich des Lebens freuen.

Ob die Lebensweise noch
Viele Jahre dauert,
Oder ob in kurzer Zeit
Mancher um mich trauert;

Denk' ich doch, im höher'n Plan
Liegt mir viel verborgen;
Sei es mir auch nicht darum
Heute oder morgen!

Wird mein Name nicht genannt
Auf der Todtenliste,
Wird mir auch kein Monument,
Keine Marmorbüste

Auf mein stilles Grab gestellt; —
Weint mir eine Zähre,
Freunde, die ist auf der Welt
Meine letzte Ehre!

Ruhig führ' ich meinen Lauf
In gelaff'ner Stille,
Blicke froh zum Himmel auf:
„Herr! 's gescheh' Dein Wille!"

Dann leg' ich den Wanderstab
Meiner Wallfahrt nieder,
Lege mich in's dunkle Grab,
Kehre nimmer wieder.

Gehe in ein beſſ'res Land,
Laß' mir Kränze winden;
Was ich nicht hienieden fand,
Werd' ich dort wohl finden!"

Wilhelm endete, und Herrmann konnte sich nicht enthalten, zu rufen:

„Nun, dem Himmel sei Dank, daß Dein Singsang endlich zu Ende ist, mir wurde, weiß Gott, bereits ganz weh um's Herz, daß ich schier hätt' mitschreien mögen, wenn ich nur die Verse gewußt. — Aber apropos, lieber Junge, sag' mir doch, wo hast Du denn alle die rührenden Lieder her, die einem das Herz so schwer machen? Wenn Du Liederbücher besitzest, so sei so gut, Wilhelm, und borge sie mir, damit ich mir einige der Lieder abschreiben kann; hörst Du, mein Junge?"

„Ich besitze keine derartigen Bücher, Herrmann," entgegnete Wilhelm, „sondern die Weisen, welche ich heute Abend sang, und welche Deine Aufmerksamkeit auf sich gezogen haben, die lernte ich von meiner lieben seligen Mutter, wenn sie des Sommerabends mit dem Spinnrocken vor der Thür unseres kleinen ärmlichen Häuschens saß und fleißig spann. — Dann setzte ich mich zu ihren Füßen im Grase nieder und horchte auf den Gesang, mit dem sie das Schnurren des Rädchens begleitete. So ist es gekommen, daß ich alle diese ergreifenden alten deutschen Weisen im Gedächtniß behalten habe und mir jetzt durch den Gesang in etwas die traurige Einsamkeit zu verscheuchen suche. — Ach Herrmann, wie schön war es doch, als ich noch zu den Füßen meiner Mutter harmlos im Grase spielte."

Dem jungen Farmer traten bei diesen Worten helle Thränen-Perlen in die Augen und liefen langsam in den dunklen Bart hinab.

Auch Herrmann schien gerührt zu sein. Er hatte das Ruder aus dem Wasser gezogen und stand sinnend im Hintertheile des Kanoe. Die Arme stützten sich auf das am Boden festgestemmte Ruder, und der Kopf war in die Hände gesunken. So stand er da und ließ seine Blicke schweigend über den Was-

serspiegel gleiten, während das Kanoe von der Strömung sanft fortgetrieben wurde.

Endlich kam wieder Leben in seinen Körper. Er wischte einige Male mit der flachen Hand über die feuchten Augen und rief dann, wie aus einem Traume erwachend:

„Na, nun ist's vorbei! Laß uns wieder munter sein, Wilhelm; da faß' einmal das Ruder hier an, so, wir wollen hierüber lenken nach der Insel und dort ein Wenig in meine Höhle eintreten; dort ist guter Rum, mein Junge. Dort werde ich Dir auch die Geschichte des Indianer-Häuptlings, welche der alte Gabriel mir neulich mittheilte, und die sehr interessant ist, erzählen."

Wilhelm war hiermit vollkommen einverstanden; sie legten bei der Insel an und begaben sich nach dem „Robinson-Palais, wie Herrmann seine Erdhöhle scherzhaft benannte.

Das „Robinson-Palais" ward von dem Erbauer immer sorgfältig unterhalten und war jetzt auch mit einigem groben Hausrath, unter anderem einem Schrank, einem Tische und einigen Stühlen versehen; die Oeffnung der Höhle aber war vollständig offen und durch keine Thür geschützt. Dies Letztere war auch durchaus unnöthig, da man sich sehr leicht auf jeder

Seite der improvisirten Wohnung einen Eingang bahnen konnte.

Nachdem die jungen Männer eingetreten waren, zündete Herrmann ein Licht an, desgleichen bereitete er aus einem, im Schranke verborgenen Rumvorrath einen kräftigen Toddy, rückte den Tisch und ein paar Stühle in's Freie und ließ sich hier mit seinem Freunde unter einem uralten, mondscheinbeglänzten, ehrwürdigen Eichenstamme nieder.

Der Toddy war gut und versetzte den melancholischen jungen Farmer bald in eine heitere Stimmung, so daß er selbst in seinen Freund drang, zur Verkürzung des Abends seine so eben versprochene interessante Indianer-Geschichte nunmehr zum Besten zu geben.

Dieser ließ sich auch nicht lange bitten, nahm noch einen tüchtigen Toddyzug, streckte die Füße weit von sich, verschränkte die Arme und begann seine Erzählung:

„Gabriel Schabock, unser alter Aufseher, machte vor einigen Jahren eine Reise nach dem Arkansas und erzählte mir eines seiner vielen Reiseerlebnisse folgendermaßen:

„Ich werde nie die Freude vergessen, die mich ergriff, als ich nach einer mühevollen Tagereise auf

die Schwelle einer geringen Hütte, die jedoch auf den Rang eines Wirthshauses Anspruch machte, trat, und vor dem Feuer einen Indianer, ganz wie ein weißer amerikanischer Jäger gekleidet, stehen sah.

„Es war einer von denen, welche nicht gerade mit ihrem Stamme, und auch nicht mit den Ansiedlern leben, sondern gleichsam in den Grenzen zwischen Beiden. —

„Er hatte seinen Wigwam*) in dem Dorfe der Wacco-Indianer, und leider lebte ihm kein Weib mehr und seine Söhne waren den Kriegspfad gezogen, um nie mehr wiederzukehren.

„In des weißen Mannes Niederlassung gab es Whisky**), Taback und Pulver genug, und des Indianers seltene Geschicklichkeit im Schießen setzte ihn in den Stand, die Ergebnisse seiner unermüdlichen Arbeit gegen diejenigen Dinge zu vertauschen, nach welchen ihn am meisten gelüstete.

„Darum waren in dem Wigwam des „weißen Falken" mehr Messer und wollene Decken und Feuergewehre, als in irgend einer anderen, obgleich keine jungen Männer mit ihm darin wohnten.

---

*) Hütte der Nordamerikanischen Indianer.

**) Irländischer Brandwein.

„Aber der „weiße Falke" vertheilte seine Güter mit freigebiger Hand unter sein Volk, dem er ein guter und großer Häuptling war.

„Diese Züge seines Lebens lernte ich in wenigen Minuten von der Wirthin, dem schlanken, gelben, doch kräftigen Weibe eines Grenzbewohners, kennen.

„Ich bestellte dann bei ihr ein Nachtessen und lud den Indianer ein, es mit mir zu theilen, welche Bitte er mir nicht abschlug.

„Dreißig Jahre beständigen Verkehrs mit den Eindringlingen auf seinem heimathlichen Boden hatten ihm ihre Sitten und ihre Sprache zu eigen gemacht und der „„weiße Falke"" handhabte Messer und Gabel, aß Salz, trank Whisky-Toddy*) und was noch mehr ist, er sprach mit Geläufigkeit englisch. Doch war ihm das Französische noch leichter, vielleicht, weil es mehr Aehnlichkeit mit seiner Muttersprache hat; und wohl hat es nie ein louisianischer Kreole reiner gesprochen, als mein neuer Bekannter.

„Der Mann war außerordentlich viel gereist, überall in den vereinigten Staaten hatte er eine Spur zurückgelassen und in Texas hatten sich seine Schritte in allen Richtungen gekreuzt.

---

*) Eine Art süßen starken Grogs.

„Er erzählte mir manche wundervolle Geschichte, aber auf eine lauschte ich so gierig, daß der Indianer ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, so viel Mühe er sich auch gab.

„Er erzählte:

„Navata-taoni war der Häuptling eines kleinen Stammes von Peorias, welcher am Fuße der Felsenberge, zwischen der Feste Leaveuwortz und dem Ursprunge des Arkansas, wo dieser Strom seinem felsigen Gefängnisse enteilt, wohnte und im Sommer auf den weiten, unbegrenzten Wiesengegenden, die sich von dieser großen Alpenkette bis zu den Wohnungen der Menschen ausdehnen, auf Büffel Jagd machte.

„Die Sioux, dieser wilde, unbezähmbare Stamm der kriegerischen Indianer, welche auf eine Landstrecke Anspruch machen, die den mächtigsten Reichen Europas gleichkommt, und welche zur Behauptung ihres Anspruches gleich wüthenden Wölfen umhergehen, zu suchen, wen sie verschlingen; diese Sioux brüteten in ihren Köpfen den Plan aus, das kleine Völkchen der Peorias zu vernichten.

„Da sie jedoch die große Klugheit und Tapferkeit Navata-taoni's kannten, so wählten sie einen Tag, wo sie ihn in Geschäften bei den Kaskas-

kias, mit deren Häuptling er einen Vertrag schloß, abwesend wußten, überfielen unvermuthet das Dorf, scalpirten jeden der Krieger und schleppten Frauen und Kinder in Gefangenschaft.

„Die sechszig Männer, welche diese That begangen hatten, wußten aber wohl, daß die Frauen ihrer spotten und die alten Männer den Kopf schütteln würden, wenn sie nicht zu diesem erfolgreichen Streiche auch noch den Ruhm gesellten, Navata-taoni's Kopfhaut heimgebracht zu haben.

„Als dieser Häuptling in sein verwüstetes, verödetes Dorf heimkehrte, da schwur er, obschon er nun allein stand, Rache, fürchterliche Rache an den Verfolgern zu nehmen; um sie aber ausführen zu können, mußte er sich für einige Zeit verborgen halten, denn er wußte wohl, daß die Feinde auch nach seinem Blute dürsteten.

„Das Leben hatte allen Reiz für ihn verloren, er wollte nur sich rächen und dann sterben, — und der Augenblick zur Ausführung seines gräßlichen Planes von Wiedervergeltung sollte die Rückkehr der Sioux in ihr Winterquartier sein.

„Mit seinem treuen Bogen und dem Köcher voll nie fehlender Pfeile, verließ er den Ort, wo er lange

gütig und klug geherrscht, und wandte sich den Bergen zu, um dort ein geheimes Plätzchen zu suchen.

„Er kam jedoch nur langsam vorwärts, weil er die überlegteste Vorsicht gebrauchte, um seine Spur zu verbergen.

„Er ging in dem Bette reißender Bäche, mit dem Gesichte nach der Gegend gewandt, von welcher er kam; durchsprang einen dichten, meilenlangen Wald, ohne je den Grund zu berühren — die dichtverschlungenen Zweige der Bäume waren sein Pfad — bis er endlich, nach Ablauf einer Woche, sich auf einer so harten Felsenschicht befand, daß der Fußtritt eines Menschen nicht die leiseste Spur zurückließ.

„Der Häuptling ging den Felsenpfad entlang, der sich zwischen zwei luftigen Hügeln hinzog, fand aber, daß er immer enger wurde; als er indeß das Ende erreichte, bot sich dem Auge eine Aussicht dar, die des Indianers trostloses Herz mit Dankbarkeit erfüllte und es in unaussprechlichen Gefühlen stürmischer schlagen machte.

„Zu seinen Füßen lag ein liebliches, tiefes Thal, ringsum von Hügeln umgeben, an deren Abhängen tiefe Gebüsche dem jagdkundigen Häuptlinge Ueberfluß an Wild versprachen, während ein See, dessen silberhelle Quellen wie künstliche Wasserstrahlen empor-

stiegen und funkelnd in den wogenden Busen des Wasserbeckens zurückfielen, Fische in Menge darzubieten schien.

„Langsam stieg er zu den Ufern des Sees auf einer sanft sich neigenden Rasenfläche hinab und fand ihn von Fischen wimmelnd, und ihn umgehend, bemerkte er an einer Stelle einen Fluß — der bald wohl ein mächtiger Strom — im schnellen Laufe dahinbrauste, und in einiger Entfernung vernahm er das gewaltige Rauschen eines Wasserfalles, aber nirgends fand das rastlos suchende Auge Navata-taoni's die leiseste Spur, daß je ein Sterblicher diesen Erdfleck betreten.

„Ein grimmiges Lächeln der Befriedigung schwebte über des Kriegers Antlitz, als er sich entschloß, hier seinen Aufenthalt zu nehmen, hier für eine Zeitlang seine Feinde zu täuschen, einen neuen Stamm zu gründen und wieder Wigwams um den seinen zu bauen, und dann — sein dunkles Auge glänzte und verrieth den todtdrohenden Entschluß — dann dachte er an die funfzig rauchenden Kopfhäute, welche in den Wohnungen der verhaßten Sioux hingen.

„Seine erste Sorge war nun, eine kleine und bequeme Hütte zu bauen und Fallen für Biber, und

Angeln für die gefleckten Forellen zu machen; denn für Beides boten See und Strom reichliche Beute dar.

„Zuweilen legte er seinen Bogen und seine Pfeile bei Seite und stürzte sich in den Fluß, dessen hohe, rauhe und steile Ufer jede andere Weise, ihn zu erforschen, unmöglich machten, und untersuchte, wohin er führe und ob ein Feind hier heimlicher Weise vorzudringen vermöchte.

„Ruhig schwamm er dahin, während sein Auge jede Spalte und jede Ritze in den Felsen prüfte, bis die Strömung heftiger und das Rauschen des Wassers lauter wurde, dann stürzte er hinaus und erreichte das rechte Ufer des Stromes.

„Zwischen spitzigen Felsen und losen Steinen hindurchkletternd, erreichte er eine Spalte, von welcher er den Fluß des glücklichen Thales in einem riesenhaften Falle von einigen hundert Fuß Tiefe in ein anderes, eben so wunderbares Thal sich hinabstürzen sah.

„Der Häuptling setzte sich auf einen abgerissenen Granatblock nieder und blickte rund um sich.

„Das Bett des Flusses bot einen seltsamen Anblick dar. —

„In der Mitte floß ein rauschendes Wasser, dessen tolle Wuth mit Ungestüm in die auf beiden Sei-

ten befindlichen Höhlen und Schlünde drang, und durch Oeffnungen, die sie sich selbst gehölt, wieder wild dahin brauste.

„Navata-taoni näherte sich dem äußersten Rande der Klippe und sah nieder auf den weichen Rasen und die grünen Wälder dieses anderen Thales und lächelte; — wie befriedigt von dem Anblicke, stürzte er sich dann auf's Neue in das Wasser und schwamm heim zu seiner Hütte.

„Bei der ersten Nachforschung hatte er sich eingebildet, der See und der Strom bilde eine Wassermasse; allein eine sorgfältigere Untersuchung hatte ihn zu der Entdeckung geführt, daß zwar der Fluß seinen Ursprung in den hundert Quellen dieser lieblichen Wasserfläche habe, die ihn mit Fischen, Biberhäuten und Biberschwänzen versah, allein eigentlich aus einer Höhle entsprang, welche einige zwanzig Fuß von dem See entfernt, mit diesem unterirdisch in Verbindung stand.

„Ein Monat war vorüber gegangen, und Navata-taoni glaubte, daß er seine Feinde getäuscht habe.

„Nie hatte er Mangel an Bibern und Forellen, und die Wälder lieferten ihm Eichhörnchen, Waschbären und Truthühner. —

„In dem Thale, jenseits des Falles, hatte er manchen Büffel erblickt, doch bis jetzt war er ihnen noch nicht nachgezogen.

„Jeden Tag lernte er die Gegend, die er bewohnte, besser kennen und jeden Tag auch befestigte er sich in dem Vorsatze, das „Thal von Navata", wie er es in seinem Stolze nannte, zu bevölkern.

„Er hatte schon seine eigene Hütte vergrößert und mit Häuten und Fellen behangen und geschmückt, ja sogar die Stelle so ausgesucht, daß ein Dorf sie umgeben könnte; er maß mit seinem Auge die Linien ab, wo Wigwams stehen sollten, steckte die Maisfelder aus, welche die Frauen bearbeiten sollten und bezeichnete die Bäume, welche gefällt werden sollten, wenn er einst seinen neuen Stamm um sich sammeln werde, um den Kriegszug gegen die mörderischen und lügnerischen Sioux zu unternehmen.

„An einem Abende, als schon die Dunkelheit niedersank und finstere Wolken am Horizonte eine stürmische Nacht verkündeten, saß Navata-taoni auf einem Sitze von Biberhäuten unter dem Gezelte seiner Thüre und rauchte aus einer grobgearbeiteten Pfeife die aromatischsten Blätter des Waldes. —

„Sein kühnes, rastloses Auge streifte überall um-

her und sein feines Ohr, dem das leiseste Geräusch nicht entging, lauschte auf die Tritte des Rehes.

„Warum fuhr Navata-taoni plötzlich auf, warum legte er seine Pfeife weg und stand aufgerichtet auf der Schwelle seiner Hütte, mit zorniger Faust den Griff seines Tomahawk's fassend? —

„Im nächsten Augenblick war sein Bogen gespannt und ein Pfeil flog in die Lüfte — ein lauter Schrei ertönte und fünfzig dunkle, heulende Gestalten, stürzten aus der engen Oeffnung hervor, von welcher Navata-taoni zum erstenmal das friedliche, glückliche Thal überblickt hatte. —

„So war denn sein Aufenthalt entdeckt und pfeilschnell eilten die furchtbaren wüthenden Wilden den lieblichen Rasenabhang mit Triumphgeschrei hinab, um ihr Opfer zu erfassen.

„Es waren die Sioux, die sein liebes Dorf zerstört hatten, und Navata-taoni urtheilte schnell, daß, wenn er noch je im Leben Rache nehmen wolle, er jetzt fliehen müsse.

„Sich in den See stürzen, unter dem Wasser hinschwimmen, bis er seinen Athem nicht länger zurückhalten konnte, dann in weiter Entfernung sich erheben und die geballte Faust seinen Verfolgern zeigen, welche schnell eine Ladung Pfeile ihm nachsandten, die

Bogen wegwarfen und ihm folgten, war das Werk weniger Augenblicke.

„Aber die sprudelnden Quellen verwirrten seine Verfolger und mehrere verloren seine Spur, doch waren es noch genug, die hinter ihm herkamen und bald bemerkte Navata-taoni, daß sie ihn fast erreichten. —

„Die Dunkelheit war noch nicht stark genug, um irgend einen sich bewegenden Gegenstand zu verbergen und als Navata-taoni die Stelle erreichte, wo in einer Art von Wirbel der See in seinen unterirdischen Weg zu dem Flusse sich stürzt, sahen sie ihr Opfer in dem Strudel verschwinden und ein schauerlicher Schrei erfüllte die Luft.

„Alle fünfzig Krieger waren in einem Augenblick am Land, von wo aus sie beide Wasserflächen überblicken konnten.

„Ein neuer Schrei, in dem halb Freude, halb Bewunderung sich aussprach, ertönte, als aus der entgegengesetzten Höhle der anscheinend leblose Körper Navata-taoni's zum Vorschein kam.

„Jede der dunkeln Gestalten, welche einen Augenblick zuvor mit den bitteren Gefühlen getäuschter Hoffnung erfüllt gewesen war, schien jetzt durch die Freude größer zu werden, und dem Häuptling in die schäu-

menden Wellen nachstürzend, wollte Jeder den Preis des Sieges erringen.

„Das Ende der schrecklichen Jagd schien nicht länger zweifelhaft.

„Navata-taoni, verwirrt, betäubt, ja fast gefühllos, erholte sich zwar bald, doch nicht schnell genug, um es seinen Gegnern zuvor zu thun, die frisch und stark an Zahl und nach seiner Schädelhaut lüstern, ihm mit solcher ungemessenen Wuth nachsetzten, daß man sehen konnte, wie hoch sie ihre Beute schätzten.

„Navata-taoni schrie:

„„Die Sioux sind Weiber! Die Sioux sind Hunde!““ und lachte laut, — es war ein Lachen des bittersten Spottes, das die höhnenden Worte begleitete.

„Da rauschten sie heran, noch wüthender als zuvor und mischten ihr Geschrei mit dem Tosen des Wassers und jetzt — stürzte sich Navata-taoni kopfüber in die Strömung.

„Ein gellender Schrei, Schrecken, Entsetzen, Todesangst ausdrückend, ertönte von den Lippen der Sioux, welche umzukehren strebten, aber umsonst; die Hinteren drängten die Vorderen vorwärts, und Mann hing an Mann, Menschen an Menschen.

„Ein riesenhafter Krieger erfaßte ein Felsenstück,

und an dem einen Arme des gigantischen Häuptlings hingen die fünfzig Sioux, welche, eine dunkle Masse, nicht vorwärts, nicht rückwärts konnten; sie befanden sich in dem fürchterlichsten Sturze des Kataractes, dessen brausende Strömung zu stark war, als daß sie sich hätten widersetzen können, — sie mußten zu Grunde gehen.

„Ein lautes Hohngelächter ließ sie ihre dunkelnden Augen nach dem Ufer richten, an welchem der Rächer stand und nach dem gähnenden Abgrund zeigte.

„Da stieg ein Jammerton in die finstere Nacht empor, so schrecklich, so klagend, so herzzerreißend, daß selbst Navata-taoni erblaßte und mit traurigem Herzen nach seiner Hütte zurückkehrte, obschon er im weiten Umkreise von hundert Meilen keinen Feind mehr hatte.

„Er hatte sich gerächt! —

„Aber der Platz schien ihm wie verödet, Keiner hätte da wohnen mögen — Navata-taoni selbst am allerwenigsten,“ „„und, sagte Gabriels indianischer Erzähler:““

„Navata-taoni lebte fortan mit den blassen Gesichtern und schoß für sie; die Vaccos wurden seine Freunde und nannten ihn den „weißen Falken.“

„Gabriel starrte ihn staunend an, der Schluß war unerwartet.

„Zwanzig Jahre waren seit den erzählten Ereignissen dahingezogen und Navata-taoni saß vor ihm fast noch in der Blüthe der Jahre.

Gabriel sagte dem Häuptlinge, wie tief ihn seine Geschichte ergriffen habe und weder er, noch Navata-taoni sprachen von etwas Anderem die Nacht über.“

Hier endete Herrmann und griff nach seinem Toddybecher, um den letzten Rest auszuschlürfen; dann sah er zu seinem Tischnachbar hinüber, um zu beobachten, welchen Eindruck diese Erzählung auf Letzteren gemacht habe.

Dieser saß noch mit verschränkten Armen da, und in seinem Gesicht war unverkennbar der Stempel einer großen Gemüthsbewegung ausgedrückt, die selbst bei dem lebenslustigen Herrmann nicht ganz ohne eine gewisse Rückwirkung blieb.

Deshalb unterdrückte er auch eine muthwillige Bemerkung, die ihm schon auf den Lippen schwebte, und schweigend erhob er sich, um von Neuem die Becher zu füllen, da der Mond noch hoch am Firmamente stand, folglich noch Zeit zum Verweilen war.

„Du hast meine Lebensgeschichte hören wollen," hob der junge Farmer nach einer Pause an, während welcher sich Herrmann Walter am Tische wieder niedergelassen hatte, „gut, da wir heut gerade ungestört beisammen sind, werd' ich sie Dir erzählen."

„Du wirst mir einen sehr großen Gefallen hierdurch erweisen!" rief Herrmann freudig. „Ich war bereits seit langer Zeit begierig, Deine Lebensschicksale kennen zu lernen, also vorwärts mein Junge! Prosit!"

Er trank Wilhelm zu, und dieser begann:

„Ich bin drüben jenseits des Meeres geboren; dort in Europa, im schönen Sachsenland, zu Hailbach, einem niedlichen kleinen Dorfe, ist meine Heimath. —

„Mein Vater war seiner Profession nach ein Garnweber, welche Beschäftigung uns kümmerlich mit Brod versah. Außer mir besaßen meine Eltern noch zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Beide starben indeß schon in früher Kindheit. Auch der Vater starb, nachdem ich kaum das sechste Jahr zurückgelegt hatte. Meine Mutter ernährte sich und mich von der Zeit an durch Stricken und Nähen und andere weibliche Handarbeiten, in denen sie besonders geschickt war.

„Nachdem ich die Jahre erreicht hatte, wo ich ein Handwerk erlernen sollte, kam ich bei unserem Dorfschmidt, Christoph mit Namen, in die Lehre.

„Mein Meister besaß zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter. So häßlich und abstoßend Johann Martin, so jungfräulich schön war Louise.

„Wenn Du, Herrmann, je in Deinem Leben schon einmal geliebt hast, so wirst Du wissen, wie viel Wonne, aber auch wie viel Unglück das Wort: „„erste Liebe““ in sich begreift.

„Ja Herrmann, ich liebte die junge Louise mit dem ganzen Feuer der ersten Liebe — aber ich wagte es nie, der Angebeteten meine Liebe zu offenbaren, aus Furcht, von ihr zurückgewiesen zu werden. Dies hätte meinen Stolz auf das Empfindlichste verletzt; denn ich war damals stolz, Herrmann, stolz auf das Gefühl, das in meinem Innern tobte. Wenn aber mein Mund stumm war, so sprachen meine Augen zu dem Mädchen, sie verstand mich aber nicht oder wollte mich nicht verstehen.

„Ich war Geselle worden und zwanzig Jahre alt, Louise, die Meisterstochter, zählte sechszehn Jahre.

„Meine Liebe zu dem Mädchen wuchs von Tag zu Tag, ich konnte sie kaum noch geheim halten.

Eines Tages übermannte mich die Gluth des Gefühls so, daß ich meiner nicht mehr mächtig war. Der Augenblick war günstig, ich preßte das geliebte Wesen an mein Herz und bedeckte ihre Pupurlippen mit glühenden Küssen.

„Louise war verwirrt, aber sie war mir nicht böse, sie zürnte mir nicht, denn sie hatte meine stürmische Liebe erkannt. Auch sie gestand mir ihre Neigung, — wir waren die glücklichsten Menschen des Erdbodens — allein, wir hatten keine Aussicht auf eine jemalige Vereinigung; denn der alte Christoph hatte seine Tochter bereits einem wohlhabenden Metzger in der nahen Stadt versprochen, der noch dazu ein weitläufiger Verwandter von ihm war.

„Eines Tages komme ich von Arbeit aus einem etwas entlegenen Gehöfte.

„Am Tische sitzt der junge Metzger aus der Stadt an der Seite Louisens, die etwas bleich aussieht. Auch der Dorfschulz sitzt mit am Mittagstisch. —

„Der alte Christoph ist heiterer wie gewöhnlich und nach Tische holt er eine alte bestaubte Flasche Rheinwein hervor und setzt sie auf die Tafel. Mir war beim Anblicke des Fleischers, ich glaube, Blaser mit Namen, schon ganz unheimlich geworden und jetzt gingen mir fast die Augen über, denn ich merkte,

daß der Alte etwas Wichtiges vorhatte, das zeigte der Wein bei Tische.

„Der Vater Louisens erhob sich, füllte die Gläser und sprach dann, zu uns Gesellen gewendet:

„„Ich habe heute meine Tochter Louise mit dem Fleischermeister Herrn Blaser verlobt und wir wollen deshalb ein Glas leeren auf die Gesundheit des verlobten Paares! Stoßt an!““

„Bei dieser Nachricht ward ich bleich wie der Tod, so daß es selbst dem Meister auffiel, der mich freundlich fragte, was mir fehle. Als aber die Gläser klangen und der Fleischer seine Arme um den schlanken Leib Louisens, der züchtigen Jungfrau, legte, und die Widerstrebende mit Gewalt an sich zu ziehen und zu küssen suchte, da, Hölle und Teufel! konnte ich mich nicht mehr mäßigen. Aufspringen, den Stuhl und den Tisch umwerfen, auf den frechen Gesellen zueilen und ihm einen Schlag in das Gesicht versetzen, war das Werk eines Augenblicks. —

„Doch eben so schnell war ich gepackt, niedergeworfen, gebunden, und mußte noch denselben Tag in das Gefängniß wandern, aus dem ich erst nach einigen Wochen entlassen wurde.

„Louise hatte sich der Heirath mit dem Flei-

scher widersetzt, und die väterliche Gewalt reichte nicht so weit, sie zur Heirath zu zwingen. Jedoch hatte er seine Einwilligung zu einer Verbindung mit mir, der ich während dem eine ansehnliche Erbschaft gemacht, (die Mutter war schon lange todt) ein für alle Mal versagt und dem Mädchen sogar mit seinem väterlichen Fluche gedroht, wenn sie ihm nicht gehorsam sein würde.

„Wir waren sonach durch den Eigensinn eines starrköpfigen Alten zeitlebens getrennt; das Lebensglück zweier Menschen war zerstört.

„Ich ging in die Fremde, erlebte viele Abenteuer, durchwanderte Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, die Schweiz und Italien, und kehrte sodann nach meinem Vaterlande und in mein Heimathsdörfchen Hailbach zurück.

„Der alte Christoph war todt, die Schmiede war verkauft und der Sohn war verzogen. Louise aber war nicht mitgezogen, sie lag auf dem Friedhofe von Hailbach und Gras und Unkraut wucherten auf ihrem Grabe.

„Ein hitziges Nervenfieber hatte das geliebte Mädchen dahingerafft. —

„Lange, lange saß ich auf dem Grabe des mir

so theuren Wesens und weinte, — ja weinte, denn das Weinen verschaffte meinem Schmerze Linderung. —

„Von jetzt an litt es mich aber nicht mehr im Lande, Europa ward mir zu eng, ich mußte hinüber in die Urwälder Amerika's, um mit meinem Schmerze allein zu sein.

„Ich odnete mein Vermögen und schiffte mich ein. Seit einem Jahre habe ich mich hier angekauft und ich halte es für möglich, hier in dieser glücklichen Einsamkeit an der Seite eines geliebten Wesens all des Glückes theilhaftig zu werden, dessen mein verlangend Herz fähig ist. — Ja Herrmann, ich will es Dir gestehen, ich liebe von Neuem und zwar Deine Schwester Marie, die eine ungemeine Aehnlichkeit mit der theueren Verstorbenen besitzt. Bei Maria's Anblicke glaubte ich immer meine Louise vor mir zu sehen, wie sie mit heiterem Muthe im väterlichen Hause zu Hailbach schaffte und waltete. Wegen dieser Aehnlichkeit liebe ich Marie fast mit der ganzen Kraft der ersten Liebe.

„Hier hast Du mein Geständniß, Herrmann; ich weiß, daß Du es unter keinen Umständen mißbrauchen wirst, denn Du bist ja mein Freund und sollst mir zur Erringung der Hand Maria's behülf-

lich sein, da Du es vermagst. — Du weißt, es liegt nicht in meiner Natur, bei den Mädels zu scherwenzeln und ihnen galante Wörter zu sagen, ich kann dies nicht thun und am Allerwenigsten bei derjenigen, die ich liebe, bevor wir uns verständigt haben. — Zu einer derartigen Verständigung zwischen mir und Deiner Schwester sollst Du mir aber hülfreiche Hand leisten, indem Du mir eine Unterredung mit der Geliebten verschaffst; versprichst Du mir das, Herrmann?"

„Ja, mein Junge, ich verspreche es Dir, da, hier hast Du meine Hand, Du sollst Marien heirathen, oder ich will nicht Herrmann Walter heißen! — Aber so trink' doch Deinen Toddy aus, Wilhelm, Du hast ja noch den halben Becher voll! Schmeckt er Dir vielleicht nicht?"

„Er läßt nichts zu wünschen übrig, aber Herrmann entschuldige, ich habe für heute genug."

„Na, wie Du willst, aber umkommen soll das gute Getränk nicht; wenn Du den Toddy nicht trinkst, nun, so trink' ich ihn," rief Herrmann, indem er den Becher auf einen Zug leerte.

Hierauf mahnte er an den Aufbruch, verschloß die Becher, rückte den Tisch und die Stühle in das

„Robinson-Palais" und verfügte sich mit seinem Freunde in das Kanoe, das sie bald an das jenseitige Ufer brachte. Einige Minuten später lagen Beide in ihren Betten.

30.

Der Tod.

Der General, Graf Henri von Bodincourt hatte das Zeitliche mit dem Ewigen vertauscht.

Er war dem Schmerze unterlegen, den ihn das Absterben seiner Gemahlin und seines Sohnes Alfred bereitet hatten.

Der Graf hinterließ zwei trauernde Seelen, die ein Wort von ihm in der Sterbestunde noch so glücklich gemacht, wie sie es verdienten.

Ein Testament des Verstorbenen setzte seinen Adoptivsohn, den Grafen Charles von Bodincourt, Cheveau-léger-Major in Algier, zum Universalerben seines ganzen Vermögens unter der einen Bedingung ein, daß derselbe sich mit dem Fräulein Amélie von Bodincourt ehelich verbinde, für welchen

Fall eine päpstliche Dispensation dem Testamente bei-lag, welches die Heirathshindernisse beseitigte.

Im Falle die gewünschte Verbindung jedoch nicht geschlossen würde, sollte der sich der Verbindung weigernde Theil nur ein Drittheil der Erbschafts-masse erhalten.

Daß die Erben die gestellte Bedingung einzugehen, sich nicht weigerten, versteht sich nach dem Vorher-gehenden wohl von selbst.

Charles' heißester Wunsch war erfüllt, er durfte die geliebte Amélie bald als sein Weib in die Arme schließen; er war selig.

Unverzüglich kam er um seinen Abschied vom Mi-litär ein, den er auch mit dem Range eines Ober-sten a. D. baldigst erhielt.

Die Vermählung der Liebenden fand auf dem rei-zenden Landsitze Villa Amélie im Blüthenmonat Mai 1847 statt.

Hier in der lieblichen, ländlichen Einsamkeit ver-lebten die beiden Glücklichen die Rosenmonate der Ehe und kehrten erst in ihr Hôtel zu Paris zurück, als bereits die Blätter der Bäume sich verfärbten und die Herbststürme über die Stoppelfelder brausten.

Um diese Zeit waren in Frankreich auch die Kam-mern zusammen getreten. —

Bekanntlich hatte die Opposition unter Thiers, Odilon Barrot und Duvergier de Hausanne in den letzten Sessionen beständig die Reform der Wahl- und Parlaments-Gesetze verlangt.

Sie waren hierin lediglich das Organ der allgemeinen Stimme.

Bei sechsunddreißig Millionen Einwohnern zählte Frankreich nur zweihunderttausend Wähler und nur vierzigtausend, welche zu Abgeordneten wählbar waren.

Der hohe Wahlcensus schloß die Mehrzahl der Staatsbürger von der Theilnahme an den politischen Rechten und Ehren aus.

Die Anstrengungen der Opposition waren vergebens gewesen. —

Die Majorität in der Deputirten-Kammer bestand aus Beamten, Capitalisten, Grundbesitzern, welche das Ministerium durch eine Beförderung, eine Concession zu irgend einem industriellen Unternehmen, eine Chaussee- oder Kanal-Anlage, oder auch durch eine Ordensdecoration an sich gefesselt hatte.

Somit blieb nichts Anderes übrig, als dem Volke Gelegenheit zu geben, seine Meinung über das herrschende Ministerium im Allgemeinen und über die parlamentarische Reform in's Besondere auszusprechen.

Zu diesem Zwecke wurden die sogenannten Reformbankette veranstaltet, welche das Ministerium anfangs ignorirte, später aber zu verbieten begann. —

Das Ministerium läugnete es ab, daß im Volke das Bedürfniß einer parlamentarischen Reform empfunden werde, machte es aber dem Volke unmöglich, seine Ansichten auszusprechen.

Der König selbst war sehr erzürnt gegen die Männer der Opposition; er betrachtete sie als seine persönlichen Feinde, weil sie jene Bankette angeregt hatten, in welchen es Regel war, keinen Toast auf den König auszubringen.

Statt sich durch das Stillschweigen des Volkes warnen zu lassen, ging er so weit, in der Thronrede der Opposition den Handschuh hinzuwerfen. Er nannte die öffentliche Unzufriedenheit:

„Eine Aufregung, welche feindselige oder blinde Leidenschaften anfache," und bezeichnete die Bankette als:

„Aufregungen, welche feindselige Leidenschaften und blinde Gelüste anstiften."

Mit diesen Worten, welche, die Gegner Leidenschaftlichkeit bezüchtigend, selbst im äußersten Grade von der Leidenschaftlichkeit des Sprechers zeugten, wurde die Brandfackel in die Kammer geschleudert.

Nach zehntägigen Debatten nahm die Majorität in die Adresse die eben erwähnten Worte auf, stempelte sie die Mitglieder der Opposition zu Aufrührern.

Da geschah denn, was stets geschieht, wenn eine Volksvertretung ihr Ohr der öffentlichen Stimme verschließt.

Der parlamentarische Kampf stieg in die Straßen nieder. —

Das Wahlkomité des zwölften Arrondissements von Paris wollte ein Banquett veranstalten. Der Polizei-Commissar des Stadtviertels untersagte dasselbe auf Befehl des Ministers des Innern. Dieser Letztere hatte schon während der Adreßdebatte das Recht der Regierung, die Bankette zu untersagen, aus einem Gesetze von **1790** (welches nur von Vereinen spricht) und ferner daraus hergeleitet, daß das Recht der freien Vereinigung nicht in der Charte verzeichnet, und also, weil nicht ausdrücklich erlaubt, verboten sei.

Nichts desto weniger unterschrieben sich zweiundneunzig Deputirte und drei Pairs als Theilnehmer am Bankette, welches am **22.** Februar **1848** stattfinden sollte.

Am **21.** Februar erschien in den Oppositions-Journalen ein Manifest der Linken, worin Ort und

Stunde bezeichnet waren, wo man sich am andern Tage versammeln wollte.

An demselben Tage erklärten die Minister in der Kammer, daß sie der Demonstration nöthigenfalls die bewaffnete Macht entgegenstellen würden.

Es handelte sich jetzt für die Opposition darum, daß sie standhaft blieb.

Trotz der erwähnten Erklärung der Minister blieb es dennoch sehr unwahrscheinlich, daß sie sie in Ausführung bringen würden.

So viel Achtung hatte selbst die absolutistische Regierung Frankreichs vor den Vertretern des Volkes, daß sie wohl schwerlich die Gewalt der Waffen gegen sie angewendet haben würde.

Aber Odilon Barrot und seine Anhänger schwankten im entscheidenden Augenblicke.

Statt bei dem Volke, das sie auf den folgenden Tag auf die Straße hinausbeschieden hatten, auszuharren und es durch ihre Unverletzlichkeit zu schützen, sagten sie sich von der Theilnahme am Bankette los und ließen das Volk im Stich.

Nur 21 Deputirte, Lamartine an der Spitze, blieben ihrem Vorsatze getreu, doch vergebens — die Bankett-Commissaire hatten das Bankett bereits abbestellt. —

Unterdessen war die Regierung nicht müßig gewesen. Nach und nach waren 70,000 Mann Soldaten in die Stadt hineingezogen worden.

Am 22. Februar 1848, Morgens, besetzten die Truppen die öffentlichen Plätze in der Nähe der Kammer und an der Madelaine-Kirche, von wo der Zug zum Bankett ausgehen sollte.

Das Volk, zum größten Theil noch nicht wissend, daß das Bankett nicht stattfinden solle, erfuhr dies erst auf dem Sammelplatze.

Eine außerordentliche Mißstimmung trat in Folge davon ein, welche sich alsbald gegen die bewaffnete Macht entlud.

So begann denn jenes Drama, welches, anfänglich ein Tumult, am 23. Februar sich in einen heftigen Kampf verwandelte.

Aber noch war es Zeit für den König, nachzudenken! — Noch tönte kein Ruf gegen den König, das Volk rief nur:

„Nieder mit Guizot, es lebe die Reform."

Es schien auch, als wolle er nachgeben. —

Am Mittag zeigten die Minister an, daß der Graf Molé vom Könige mit der Bildung eines neuen Kabinettes beauftragt sei.

So wie sich die Nachricht hiervon in den Stra-

ßen verbreitete, bemächtigte sich ein ungeheurer Jubel des Volkes.

So sehr war das Ministerium Guizot verhaßt, nicht allein wegen des von ihm organisirten Bestechungs-Systems, sondern auch wegen seiner Politik in der Schweiz, wo es die Jesuiten unterstützte, in Italien, wo es als der Bundesgenosse Metternichs den Fortschritt zu hemmen suchte, daß selbst der Name Molé's, des Fürsprechers einer Allianz mit Rußland, die Gemüther zu besänftigen vermochte.

Am Abend glich Paris einem Feuermeer. — Der Hof meinte es aber nicht ehrlich.

Der König wollte von einem Wechsel des Systems nichts wissen — er hoffte, mit neuen Namen die Insurrection zu entwaffnen.

Graf Molé zog sich deshalb zurück. Dies fing am Abend an bekannt zu werden.

Dazu kam, daß ein Trupp von Arbeitern, welcher dem Minister Guizot ein Pereat bringen wollte, vor dessen Hôtel, wie es heißt, in Folge eines Mißverständnisses, von dem daselbst aufgestellten Militär mit einer Salve begrüßt wurde.

Damit war das Zeichen zur Revolution gegeben. Das Volk rief: „Zu den Waffen!" Wie mit

einem Zauberschlag entstanden Tausende von Barrikaden. —

Am Morgen des 24. Februar ließ der König Thiers rufen, auch mit diesem konnte er sich nicht verständigen; er beharrte starrsinnig bei seiner Regierungspolitik — die Ernennung Thiers' und Odilon Barrots unterzeichnete er nicht — Guizot und Duchâtel waren noch immer Minister.

Der Kampf wuchs in den Straßen, für den König war nur noch die Municipalgarde. Die Nationalgarde hatte vergeblich um Bewilligung der Reform gebeten — sie verhielt sich neutral.

Als endlich das Gewehrfeuer sich in der Nähe des Schlosses vernehmen ließ, sah der König, daß es Ernst war; auf die Vorstellungen mehrerer Deputirten und seines Sohnes, des Herzogs von Montpensier, ließ er sich bewegen, zu Gunsten des Grafen von Paris abzudanken.

Allein, es war zu spät! —

Die Herzen des Volkes hatten sich von ihm abgewandt! —

Das Volk stürmte gegen die Tuilerien an. Der König mußte in aller Hast fliehen.

Vergebens begab sich die Herzogin von Orléans

mit ihrem Sohne in die Kammer, um die Krone für diesen zu retten.

Die Volksstimme war gegen ein Königthum, welches seinen Ursprung verläugnet hatte.

So fiel die Dynastie Orléans.

Charles war Feind jeder Tyrannei und deshalb der jesuitischen Politik des Ministeriums Guizot keineswegs zugethan.

Jedoch hielt er sich von jeder Demonstration gegen das Ministerium fern, weil er sich in keine politischen Händel mischen wollte.

Hierbei war noch ein besonderer Grund vorgreifend; seine Gattin sollte ihn nämlich mit Nächstem zu einem glücklichen Vater machen.

Er blieb deshalb am 22. Februar den ganzen Tag über zu Hause und leistete seiner ängstlichen Amélie liebreich Gesellschaft. Die junge Frau saß bleich wie der Tod im Lehnsessel und horchte mit ängstlicher Spannung auf das nähere und entferntere Summen der aufgeregten Volksmasse. Dazwischen ließ sich von Zeit zu Zeit ein Schuß vernehmen, der der jungen Frau jedesmal einen jähen Schreck einjagte.

Sie legte dann weinend ihr Köpfchen an die Brust des Gatten, der sie liebreich zu trösten suchte, bis sich

das Getöse allmählig verzog und endlich ganz verstummte,

Statt des Waffengeklirrs ertönte Jubelgeschrei durch die Straßen und die Häuser wurden illuminirt.

Amélie erholte sich bei diesem Anblick und schlief endlich sanft ein.

Der nächste Morgen hatte indeß die Scene wieder ernster gestaltet, heißer Kampf entspann sich.

Charles mußte heut nothwendig einen Ausgang machen, zugleich wollte er Nachrichten über den Stand der Dinge einziehen, da er in gänzlicher Unwissenheit war.

Trotz der flehentlichen Bitten der bettlägerigen Gattin machte sich der Oberst auf den Weg.

Mit Staunen ward er auf seinem Gange inne, wie der Kampf eine so ernste Wendung genommen hatte, daß der Ausgang fast nicht mehr zweifelhaft war.

Schuß folgte auf Schuß, so daß Charles an seine persönliche Sicherheit denken mußte, Améliens und — seines ungebornen Kindes wegen.

Um in sein Hôtel zurück zu gelangen, mußte der Graf nothwendig über den dicht gedrängt vollen Eintrachts- oder Revolutions-Platz hinweg.

Wüstes Geschrei ertönte überall und wurde nur

von Zeit zu Zeit von Flintensalven unterbrochen, die das aufgeregte Volk dem anrückenden Militair unter Flüchen entgegen sendete.

Es leuchtete Charles ein, daß er durch dieses Gewirre durchzudringen nicht im Stande sei, und eben wollte er deshalb in die Hauptallee der eliséischen Felder, welche zu dem Triumphbogen von Etoile führt, einbiegen, als er, gerade beim Obelisk von Luxor*), also der Stelle, auf welcher das königliche Haupt Ludwig XVI. unter der Guillotine fiel, einen Pistolenschuß erhielt.

Die Kugel hatte den linken Oberarm in's Dickfleisch getroffen, jedoch nicht gefährlich verletzt, obgleich eine starke Blutung eintrat.

In diesem Augenblicke machte das Militair eine Charge und säuberte den Platz.

Hierdurch ward es dem Obersten möglich, in ein Haus zu treten und seine Wunde mit einem Sacktuche nothdürftig zu verbinden, worauf er ohne weitere Gefahr in sein Quartier gelangte.

Amélie hatte mit bangem Herzklopfen seiner

*) Ein egyptisches Monument aus den Zeiten der Pharaonen.

Ankunft geharrt und sank dem geliebten Gatten freudig in die geöffneten Arme.

Charles hatte indeß nicht an seine Wunde gedacht. Der dürftig angelegte Verband löste sich und das Blut quoll purpurfarben hervor, Bett und Kleidung Améliens tränkend.

„O mein Gott!" schrie Amélie erbleichend auf, „Charles, Du bist verwundet — ah — ich sterbe —." Ohnmächtig sank sie auf die Kissen zurück. Die Wehen traten ein, und nach Verlauf einer qualvollen halben Stunde stand der Oberst am Lager seiner verblichenen Gattin und seines todtgebornen Kindes. — — — — — — — — —

* * *

Wie ein Schlag aus heiterem Himmel fiel die Nachricht von den Pariser Ereignissen in die Kabinette Europa's.

Durch die erkaufte Majorität des Ministeriums Guizot, durch falsche Berichte ihrer Diplomaten getäuscht, traf sie die Nachricht ganz unvorbereitet.

Daß die französische Revolution sehr bald auf die übrigen Völker den nachhaltigsten Eindruck machen werde, daran konnten sie nicht zweifeln.

In der That blieben die Nachwirkungen nicht lange aus. So war zum Beispiel drei Wochen nach der Februar-Revolution in den meisten Staaten des benachbarten Deutschlands die Presse frei, das Vereinigungsrecht gegeben, Kammern nach demokratischen Wahlgesetzen, meist auf Grundlage allgemeinen Stimmrechts berufen, die standesherrlichen Rechte zum Theil abgeschafft, oder deren Abschaffung in Aussicht gestellt.

Das war der Anfang der großen Revolution, die sich bald über ganz Europa verbreitete.

* * *

Charles stand seit dem Hinscheiden seiner Gattin abermals allein in der Welt; doch war jetzt nicht die Zeit, sich melancholischen Gedanken hinzugeben. Der Oberst mußte seine ganze männliche Kraft anwenden, um bei dem stürmischen politischen Wogendrange nicht in den Abgrund hinabgezogen zu werden.

Er widmete sich ausschließlich der Verwaltung seiner umfangreichen Güter und wartete auf dem Lande ruhig den Gang der Ereignisse ab.

Das Schreckbild der rothen Republik tauchte hier und dort wohl auf, doch behielt zum Glücke aller wahren Patrioten die gemäßigte weiße Republik die Oberhand, und das Geschick Frankreichs stellte sich günstiger, als Viele zu hoffen gewagt hatten.

31.

Die Sonntags-Insulaner.

Es war heut Sonntag. Eine heitere Herbstsonne beschien die bunte Farbenpracht der Wälder, und der Wipp-or-Will sang in den Lüften.

Die Familie Walter, so wie der Prediger Lauter und der junge Farmer Richter hatten sich auf der Herrmanns-Insel eingefunden, um den Sonntag Nachmittag unter heiterem Geplauder hinzubringen. Vielleicht war es auch heute für das Jahr 1847 das letzte Mal, daß die vorgerückte Jahreszeit noch einen derartigen kleinen Ausflug gestattete, und überdem sollten die beiden Mädchen den Winter in der Stadt Frankfort, welche gegen fünfzig (englische (Meilen nordöstlich vom Johannisgrunde gleichfalls am Ohio belegen ist, bei einer Freundin, von Wal-

ters Frau, zubringen, jedoch war über den Zeitpunkt der Abreise bis jetzt noch nichts bekannt geworden.

Die vorhergehenden Tage waren kalt, stürmisch, kurz, recht herbstlich unfreundlich gewesen, und um so natürlicher war es, daß der heitere, klare Sonntag die Gemüther der „Sonntags-Insulaner", (wie sich Herrmann Walter auszudrücken beliebte) heiter und fröhlich stimmte. —

Der junge Farmer beschäftigte sich hauptsächlich mit der jungen blondköpfigen Marie, die ihm, nach Herrmanns Redeweise, „in's Herz gewachsen" war.

Das Mädchen fand Gefallen an der freundlichen Aufmerksamkeit des Farmers und sie nahm deshalb auch seine, obwohl etwas unbeholfenen, Artigkeiten freundlich auf.

Die Gesellschaft spazierte lange Zeit unter traulichem Gespräch in dem Naturparke der Insel umher, und gruppirte sich endlich vor dem freundlichen Inselhause auf einer wohlunterhaltenen Rasenbank, einem Werke Herrmanns, die in Kreisform angelegt war und in deren Mitte ein riesiger Eichentisch prangte, der in der Mitte eine Höhlung besaß, durch die ein stattlicher Eichbaum seinen Stamm hindurch steckte und die ganze Rotunde mit seinem Blätterdache beschat-

tete, während dichtes Gebüsch das heimliche Plätzchen umschloß.

Der junge Farmer hatte im Eifer der Unterhaltung, in der er mit dem Gegenstande seiner Liebe begriffen war, gar nicht bemerkt, daß sich die übrige Gesellschaft nach dem Innern der Insel zurückgezogen hatte. Er spazierte mit Maria im Arme, ganz selig im Herzen, fortwährend am Ufer des „omnipotent gloriosen Ohios" herum und unterhielt seine schöne Nachbarin recht anziehend vom lieben guten Deutschland, das Maria schon in so früher Kindheit verlassen hatte. Ihm war so vogelleicht zu Muthe, daß er wohl bis zum nächsten Morgen so herumgetappelt wäre, wenn Herrmann hiergegen nicht noch zur rechten Zeit kernige Einsprache erhoben hätte.

Dieser kam nämlich, um das „verirrte Pärchen" nach der Rotunde zurückzuführen, wo sich der Prediger eben bereit machte, als Beitrag zur Unterhaltung eine kleine Erzählung zum Besten zu geben.

Kaum hatten sich die drei jungen Leute auf dem Rasensitze zu den Anderen niedergelassen, als sich der alte Prediger zum letzten Male räusperte, die Pfeife passend untersuchte und demnächst mit der Erzählung begann:

„Zu Anfange dieses Jahrhunderts, also vor beinahe 50 Jahren, hatte sich ein spanischer Handelsmann unter einem Stamme der Tonquewas am Fuße des Green Mountain*) niedergelassen.

„Er hatte eine indianische Frau genommen und lebte hier sehr gemächlich, bezahlte keine Taxen, sondern erhob solche bei Gelegenheit unter der Form von Räubersold**) in den Niederlassungen der Provinz Santa Fe.

„Bei einer Fahrt wurde er indessen ergriffen und gehenkt, — eine Begebenheit, die sowohl bei den Spaniern, als bei den Tonquewas bald vergessen war. —

„Außer einem Weibe und einem Kinde hatte er ein beträchtliches Vermögen hinterlassen; der Stamm bemächtigte sich seines Eigenthums zu seinem Gebrauch und jagte die Wittwe nebst ihrem Sprößling fort. —

„Sie fiel zufällig in die Hände eines munteren jungen canadiers, der, da es ihm an Mitteln gebrach, eine Braut nach seinem Geschmack zu wählen, das Weib auf gut Glück nahm.

---

*) Des grünen Gebirges.

**) Ein Geschenk an Diebsgenossen, um vor Räubereien sicher zu sein.

„Mittlerweile reifte der junge Mischling*) den Mannesjahren entgegen und entwickelte bald eine wunderbare Auffassungsgabe für Sprachen.

„Das Weib starb, und der Kanadier, der glücklichen Tage gedenkend, die er unter dem civilisirten Volk im „„Osten““ zugebracht hatte, beschloß, dahin zurückzukehren und nahm den jungen Halbblütling mit sich, für den er durch langen Umgang eine Zuneigung gefaßt hatte.

„Beide kamen nach St. Louis, wo der junge Mensch bald genug englisch lernte, um sich verständlich zu machen. —

„Als er eines Tages mit seinem Stiefvater auszog, um den Osagen einen Besuch zu machen, schlug er ihn auf dem Wege todt, nahm sein Pferd, so wie die Flinte und die Waaren, die er bei sich hatte und trieb das Geschäft auf eigene Faust.

„Man faßte lange Zeit keinen Verdacht gegen ihn, wäre dies aber auch der Fall gewesen, so würde er sich wenig darum bekümmert haben. —

„Er ging von Stamm zu Stamm, führte ein sorgloses Leben, was seinem Geschmacke vollkommen entsprach, und da die Indianer seiner nothwendig be-

*) Aus gemischter Race.

durften als eines Dollmetschers bei ihrem Tauschhandel mit den Weißen, so ließ man ihn thun, was er wollte. —

„Er fand das größte Vergnügen daran, von Stamm zu Stamm zu schweifen, und da ihn die Händler bald bei den Pawines oder den Comanches, bald mit den Crows oder Tonquewas sahen, so gaben sie ihm den Beinamen „„Turn over““*); aus diesem Stamme wurde mittelst eines Purzelbaumes „„Over turn““ und durch Verketzerung „„Overton.““ —

„Um diese Zeit hatte Jedermann die Ueberzeugung gewonnen, daß Overton ein großer Schurke sei, aber da er sich nützlich zu machen wußte, so stellte ihn die englische Compagnie von Canada an und bezahlte ihm einen sehr hohen Lohn. —

„Sobald indeß seine Brodherren entdeckten, daß er fortwährend sich dem Trunke ergab und nicht den geringsten Anstand nahm, sich zuzueignen, was ihm nicht von Ferne durch einen Rechtstitel zukam, so entließen sie ihn aus ihren Diensten, und Overton zehrte zu seinem früheren Leben zurück. —

„Im Verlaufe der Zeit machten ihm Yankees

---

*) Umdreher.

Anträge, die er auch annahm; von welcher Beschaffenheit dieselben gewesen, vermag Niemand genau anzugeben, aber man kann sich leicht eine Vorstellung davon machen, denn man weiß ja, daß von diesen Leuten nichts für preiswürdiger angesehen wird, als die Indianer im Handelsverkehr mit ihnen, durch die Agentschaft eines spitzfindigen Dollmetschers, zu betrügen, der, wie es sich von selbst versteht, sein Ziemliches vom Profit der Betrügerei erhält.

„Längere Zeit harmonirten die Dienstherren und der dienstbare Geist auf eine wunderbare Weise mit einander, und da es in den vereinigten Staaten nichts Wohlfeileres giebt, als militärische Titel, so wurde der Mann aus gemischter Raçe ein Oberst Overton mit Stiefeln und Sporen, einem gallonirten Rock und einem langen Schwert. —

„So verschmitzt die Yankees sind, so war es Overton doch noch viel mehr. — Er betrog sie gerade, wie er die Indianer betrogen hatte. —

„Die heilige Allianz ward aufgelöst, er zog sich sofort, beschützt von der mexicanischen Regierung, in das Gebirge zurück und setzte hier ein System allgemeiner Ausbeutung in das Werk, welches einige Zeit von sehr günstigem Erfolge begleitet war.

„Seine gewöhnliche Methode bestand darin, daß er einem Tauschgeschäft zwischen den Wilden und Handelsleuten präsidirte. —

„Waren beide Parteien einig, so blieb die gute Laune nicht aus, und eben so wenig ein Trinkgelage. Nun war die Zeit für den Obersten gekommen.

„Den Indianern gab er die Versicherung, die Kaufleute warteten nur, bis sie schlafen würden, um sie niederzumetzeln und sodann ihre Waare wieder zurückzunehmen. —

„Dieselbe Geschichte wurde den Händlern erzählt und nun erfolgte ein Kampf, der um so blutiger ausfiel, als die ganze Gesellschaft mehr oder minder betrunken war. —

„Dann pflegte der Oberst mit einigen Schuften, die in seinem Dienste standen, unter dem Vorwand, Alles in Sicherheit zu bringen, die Maulthiere mit den Pelzen und Waaren zu beladen, nach Santa Fe abzuziehen und daselbst seine Waaren für ein Drittel des wahren Werthes zu verkaufen. —

„Niemand kümmerte sich darum, auf welchem Wege er die Gegenstände empfangen hatte; — sie waren wohlfeil und folglich willkommen. —

„Overton beging so zahlreiche Räubereien und

Schurkenstreiche von dieser Art, daß er am Ende der Schrecken der Gebirge wurde.

„Die Wilden schwuren, sie würden ihn scalpiren; die Canadier gelobten, ihn zu Tode tanzen zu lassen; die Engländer erklärten, sie würden ihn aufknüpfen; die Yankees wollten ihn auf die indianische Folter spannen! —

„Da die Mexicaner nicht im Stande waren, ihren Liebling zu beschützen, so setzten sie einen Preis auf seinen Kopf.

„Unter diesen Umständen faßte Overton eine Abneigung gegen die Gesellschaft, hielt sich verborgen und man hörte zwei Jahre nichts mehr von ihm, als eines Tages ein Corps von Comanches und Tonquewas, auf der Rückkehr von einer Expedition, einen Mann zu Pferde erblickte.

„Sie erkannten in dem Reitenden den Oberst Overton und machten unverzüglich Jagd auf ihn.

„Die Jagd währte lange. —

„Overton ritt ein kräftiges, edles Pferd, aber der Boden war gebrochen und uneben.

„Der Fliehende war nicht im Stande, sich aus dem Gesichtskreis seiner Verfolger zu verlieren.

„Indessen erreichte er eine, mit schönen Fichtenbäumen bedeckte Plattform, und hielt sich für geret-

tet, weil er wußte, daß er jenseits des Gehölzes eine lange, viele Meilen weit sich ausdehnende Hochebene finden würde; hier würde es sodann in seiner Macht liegen, seine Verfolger weit hinter sich zu lassen und endlich zu entkommen.

„Hin flog er mit Blitzesschnelle, während ihr furchtbares Geschrei noch in seinen Ohren gellte. Er spornte sein bereits mit Schaum bedecktes Roß, sprengte auf die Ebene und erblickte zu seinem Schrekken zwischen sich und dem Thal eine furchtbare Kluft, fünf und zwanzig Fuß breit und zweihundert Fuß tief, mit Felsenzacken so zahlreich wie die Dornen an einer Stachelbirne. —

„Was sollte er thun? —

„Sein Pferd weigerte sich, den Sprung zu machen, und immer näher drangen die Stimmen der Indianer, die sich gegenseitig zur Verfolgung anfeuerten. —

„Am Rande des Abgrundes lag ein großer hohler Baumstamm, der, wahrscheinlich in der Absicht, eine Brücke über die Kluft zu bauen, hierher geschleppt worden war.

„Overton stieg ab, führte sein Pferd bis an den Rand vor und stachelte es mit dem Messer; das edle Thier sprang, aber seine Kraft war zu sehr

geschwächt, als daß es den Boden jenseits erreicht hätte. —

„Seine Brust stieß an den entgegengesetzten Rand und es stürzte von Klippe zu Klippe tief in den Abgrund.

„Hiernach kroch der Flüchtling zu dem Baumstamm und verbarg sich darunter, in der Hoffnung, dennoch zu entkommen.

„Er täuschte sich! —

„Man hatte ihn in diesem Augenblicke gesehen.

„Die Wilden sprengten aus dem Walde hervor und wenige Minuten brachten sie zu dem Baumstamm. Ihrer Beute nun gewiß, wollten sie ihn einen langen moralischen Todeskampf erdulden lassen, und stellten sich, als wenn sie nicht wüßten, wo er wäre.

„„Er ist hinüber gesprungen,“ sagte der Eine, „ein wahrer Panthersprung! Wollen wir zurückkehren oder uns hier lagern?““

„Die Indianer kamen mit einander überein, kurze Zeit zu rasten und begannen ein Gespräch.

„Einer schwur, sollte er Overton bekommen, so würde er ihn seine eignen Eingeweide verspeisen lassen. Ein Anderer sprach von roth glühendem Eisen, um ihn bis auf die Knochen zu brennen. Keine

Marter blieb unerwähnt, und die Lage des elenden Overton muß wirklich gräßlich gewesen sein.

„„Seine Kopfhaut ist hundert Dollars werth,“ sagte wieder Einer.

„„Wir werden sie schon eines Tages bekommen,“ erwiederte ein Anderer. „Aber da wir nun einmal hier sind, so wäre es das Beste, wenn wir uns lagern und ein Feuer anzünden würden; hier ist ein Block.““

„Overton sah nun ein, daß er verloren war. Unter dem Blocke hervor warf er einen Blick umher; hier standen die grimmigen Krieger, den Bogen in der Hand und bereit, ihn bei der ersten Bewegung zu tödten.

„Er begriff, daß die Wilden ein grausames Spiel mit ihm getrieben hatten, und sich über den Zustand der gräßlichen Zögerung freuten!

„Obgleich ein Schurke, war Overton doch zugleich muthig und hatte zu viel „rothes“ Blut in seinen Adern, als daß er nicht seine Feinde zu täuschen gesucht hätte.

„Er beschloß, sich verbrennen zu lassen und so das vorempfundene Vergnügen seiner Verfolger zu vereiteln! —

„Unerschrocken, mit heiterer Stirn bis zum letzten

Augenblick, zu sterben, ist des Indianers größter Ruhm, und selbst unter den qualvollsten Martern wird nur selten ein Wilder seinen körperlichen Leiden nachgeben.

„Blätter und getrocknete Reiser umgaben und bedeckten bald den Baumstamm; man legte Feuer an und die Barbaren standen schweigend um die Flammen.

„Overton hatte zu viel auf seine Stärke gebaut! —

„Sein Blut war im Ganzen nur halbindianisch, und als das Feuer seine Kleider ergriff, so konnte er es nicht länger aushalten.

„Er brach unter dem Feuer hervor und lief zweimal im Kreise seiner Peiniger umher.

„Sie blieben still wie das Grab, nicht eine Waffe ward auf ihn angeschlagen; — da drang Overton plötzlich mit der Energie der Verzweiflung durch den Kreis und machte den furchtbaren Sprung über die Kluft. —

„So unglaublich es scheinen mag, er übersprang sie auf mehr als zwei Fuß; ein Schrei der Bewunderung drang aus dem Haufen der Wilden hervor; aber Overton war erschöpft und fiel langsam rückwärts.

„Seine Verfolger legten sich auf die Brust, um hinab zu schauen — denn die Schlucht war so gräß-

lich, daß sie Schwindel zu erregen drohte — und sie sahen ihr Opfer hinabrollen von Fels zu Fels, bis Alles in Dunkelheit begraben lag.

„Hätte Overton auf der anderen Seite der Kluft festen Fuß gefaßt, so wäre er gerettet gewesen; denn eine kühne That heischt stets Bewunderung bei den Wilden, und sie würden es zu dieser Zeit verschmäht haben, von ihren Pfeilen Gebrauch zu machen.

„Dies war das Schicksal des Obersten Overton. —

„Vielleicht bildet es sich im weiteren Verlaufe der Jahre zu einer Volkssage aus, die in Liedern und Erzählungen wiederklingt, und wir hatten hier ein Beispiel, auf welchem Grunde die Volkssagen entstehen.“

Hiermit schloß Prediger Lauter seine Erzählung, der Alle mit Ausnahme des jungen Farmers mit der gespanntesten Aufmerksamkeit gefolgt waren, ja Herrmann Walter war bei der Beschreibung der Verfolgung des Obersten die Pfeife ausgegangen, eine sehr seltene Erscheinung bei dem jungen Manne.

Die weitere Discussion über das eben Gehörte ward dadurch abgeschnitten, daß die Gesellschaft zum Abendessen ins Haus geladen wurde.

Hier machte der „Sir“ Walter den überraschten

Gästen bekannt, daß seine Töchter Sophie und Marie am folgenden Tage die Niederlassung verlassen und sich für den Winter in die Stadt Frankfort zu Mistreß Boné begeben würden, um sich in ihrer weiblichen Ausbildung mehr zu vervollkommnen, als dies auf dem Lande geschehen könne.

Niemanden traf indeß diese Nachricht unerwarteter und schmerzlicher, als den jungen Farmer Wilhelm Richter. Jähe Röthe wechselte schnell mit Leichenbläſſe auf seinem Angesicht und kein Bissen ging über seine blauen Lippen.

Herrmann blickte seinen Freund besorgt an, er errieth, was auf ihn so übel eingewirkt hatte und er suchte ihn zu trösten.

Auch Mariens Antlitz überzog eine hohe Röthe, als sie zufällig einen Blick auf das verstörte Gesicht ihres Tischnachbars warf.

Bis jetzt hatten Beide noch kein Wort von Liebe mit einander gesprochen, aber nun begegneten sich ihre Blicke und diese sprachen mehr als Worte.

Wilhelm lebte von Neuem auf, als er die Gewißheit erlangt hatte, daß er der Angebeteten nicht gleichgültig sei und fröhlich stimmte er bei der Ueberfahrt in den letzten Vers von Schubarth's Lied ein:

„Wir leben drauf im fernen Land
Als Deutsche brav und gut,
Und sagen soll man weit und breit:
„„Die Deutschen sind doch brave Leut'
Und haben Herz und Muth!““

32.

Neu-Polen.

Die Fürstin Sarjienska hatte mit dem Reste ihres Vermögens bedeutenden Grundbesitz im Nordwesten der vereinigten Staaten von Nordamerika erworben, der indeß, am Ursprunge des Ohios, meist noch mit Urwald bedeckt war.

Paul Alexis fand deshalb ein weites Feld der Thätigkeit in der Urbarmachung der Länderstrecken, und verscheuchte diese Beschäftigung bald den Kummer, den ihn das Loos des geliebten Polenlandes verursachte.

Während er die Klärung des Bodens leitete, hatte sich die Mutter mit seiner Schwester Katharina in Baltimore niedergelassen, wo die beiden Frauen in stiller Zurückgezogenheit des Zeitpunktes harrten, wo

Paul Alexis alles Nöthige behufs ihrer Niederlassung in der Ansiedlung vorbereitet haben würde.

Da die Fürstin das Thörichte einer neuen polnischen Revolution einsehen mochte, so hatte sie, gleich vielen deutschen Freiheitsschwärmern einen Plan entworfen, hier im freien schönen Amerika ein neues freies Polenreich zu gründen.

Sie selbst wollte die Schöpferin dieses Reiches werden, und der Mittelpunkt desselben ihre neu erworbenen Länderstrecken sein.

Der Zeitpunkt ihrer Uebersiedlung an den Ohio war der Sommer des Jahres 1847. Paul-Alexis hatte für eine bequeme und angenehme Wohnlichkeit alle mögliche Sorge getragen, was von den einziehenden Frauen dankbar anerkannt wurde.

Der ganze angekaufte Landbesitz wurde nunmehr feierlich getauft und erhielt den Namen:

„Neu-Polen",

desgleichen ward der Platz abgesteckt, auf welchem die künftige Hauptstadt des neu zu gründenden Reiches erbaut werden sollte und erhielt dieser Platz den Namen:

„Warschau;"

der Ort indeß, wo Paul Alexis den beiden Frauen eine so freundliche Wohnstatt bereitet hatte, ward von

diesen in dankbarer Anerkennung der Verdienste des jungen Mannes:

„Paul=Alexis=Au“

getauft.

Nur solche Polen sollten nach dem Plane der Fürstin vorerst in dem neuen Reiche Schutz und Schirm finden, die ihr Vaterland in Folge ihrer politischen Gesinnung meiden mußten, die von ihrer Heimath durch den Willen des russischen Zaaren ausgeschlossen waren.

In Brod und Lohn sollten nur polnische Handwerker und Arbeiter genommen werden, so weit solches die Umstände natürlich zuließen. Die Zahl dieser Arbeiter war bereits auf 34 gestiegen, als die Fürstin mit ihrer Tochter in der Ansiedlung eintraf.

Paul Alexis war zwar von den ungeheuren Schwierigkeiten, die die Ausführung des Planes der Fürstin mit sich brachte, durchdrungen, jedoch hielt er es jetzt noch nicht für Zeit, der Mutter die angenehme Illusion zu verscheuchen.

Die Paul=Alexis=Au war übrigens eine der an Naturschönheiten reichsten Gegenden von Nordamerika. Von der Anhöhe, auf der das Haus gebaut war, hatte man eine herrliche Aussicht auf das grüne liebliche Thal, das von den silberklaren Wel=

len des weiter unten so mächtigen Ohio-Stromes gleich einem silbernen Gürtel umfluthet wurde. Weiter hinten schimmerten die unermeßlichen Prairie-Gelände, die wiederum von dem unergründlichen Urwald malerisch begrenzt wurden.

Die Baulichkeiten der Ansiedlung waren so bequem wie möglich eingerichtet, und nur einige nothwendige Eigenthümlichkeiten ließen eine neue amerikanische Ansiedlung des Westens erkennen.

Der geräumige Hofraum, welcher rings von hölzernen Wirthschaftsgebäuden umgeben war, umschloß in seinem Quarré einen großen hölzernen Blockthurm, der hier im Westen sehr nothwendig war als Warte zum Ausguck, indem die Ansiedler wegen der Entfernung von der nächsten Garnison den Angriffen der hier hausenden Indianer-Banden blosgestellt waren. Vorzüglich gegen den Stamm der herumschwärmenden räuberischen Sioux-Indianer mußten die Ansiedler auf ihrer Hut sein, obgleich seit längerer Zeit kein Angriff verlautbar geworden war.

Die Ansiedlung gedieh zur Freude der Fürstin und ihrer Kinder, die sich hier in kurzer Zeit unter den Lauten der geliebten Muttersprache ganz heimisch fühlten. Die Damen entbehrten zudem keineswegES

einer gebildeten Lectüre in ihrer Urwaldeinsamkeit, so wie des Vergnügens der musikalischen Unterhaltung.

Für beide Bedürfnisse hatte Paul-Alexis liebevolle Sorge getragen.

Eine gewiß angenehme Ueberraschung würde den einsamen Wanderer überkommen sein, wenn er an einem heiteren Sommer-Abende plötzlich aus der Urwildniß in das liebliche Ohio-Thal getreten wäre und die silberreinen melodischen Klänge einer Frauenstimme unter den Tönen einer mit seltener Geschicklichkeit gehandhabten Guitarre ersterben gehört, oder die Töne einer lustigen Polka oder Masurka vernommen hätte, die von den Tasten eines kostbaren Fortepiano's vom Hügel herab, in das Thal erklangen und hier gleichsam wie die Seufzer der Aeols-Harfe über den Fluß glitten.

Katharina entsagte mit Freuden für diese kostbaren Augenblicke den Genüssen der Weltstadt Paris, und die Fürstin war glücklich in dem Glücke ihrer beiden Kinder.

33.

Der Kundschafter.

Wir verließen den Buchhalter Carl Sommerfeld zu Washington in dem Augenblicke, als er sich aus Verzweiflung über den Geldverlust im Spiel aus dem Spielzimmer durch ein Fenster auf die Straße hinaus stürzte.

In dieser Straße war am Tage gerade Wollmarkt gehalten worden und es standen daher noch viele Wagen mit Wollsäcken an den Seiten der Häuser.

Auch unter dem Vereinslocal der Spieler waren Wollwagen aufgefahren und anstatt deshalb auf die Steine nieder zu stürzen, fiel Carl vielmehr auf einen Wollsack herab, wo er durch die Schwere des Falles besinnungslos liegen blieb.

Als er aus tiefer Ohnmacht wieder erwachte, be-

fand er sich in seiner Wohnung im Bette, doch war ein Constabler im Zimmer anwesend und sein Prinzipal stand vor dem geöffneten, aber — leeren — Geldkasten.

Der Buchhalter schloß wieder die Augen bei diesem Anblick.

Als er sie abermals aufschlug, stand der Prinzipal mit zornrothem Antlitz vor seinem Bette und schaute ihm mit wuthfunkelnden Augen ins erdfahle Angesicht.

Ein entsetzliches Erwachen! —

Carl Sommerfeld wurde sofort, nachdem er sich in etwas erholt hatte, verhaftet und in das Gefängniß abgeführt.

Das Urtheil lautete auf drei Jahre Zwangsarbeit, welche Strafe Carl in Washington abbüßte. —

Nach erfolgter Freilassung beschloß der Sträfling, mit der civilisirten Welt, die ihm so manchen Streich gespielt, nichts mehr gemein haben zu wollen.

Frei von jeglichem Zwange wollte er sein, und deshalb wählte er das freie Trapper-Leben, wozu seine Constitution im Strafarbeitshause genügend abgehärtet worden war.

Bald war er aus dem Bereiche der Civilisation

verschwunden und nun trieb er sich in den Urwäldern Nordamerika's nach allen Richtungen hin herum.

Zugleich machte er Bekanntschaft mit den im Bereiche der vereinigten Staaten noch zurückgebliebenen Indianer-Stämmen.

Bald war er bei den Crows, bald bei den Sioux, Comanches oder Tonquewas, je nachdem er die Laune hatte. Kein Stamm indessen sagte seinem Character mehr zu, als der der räuberischen Sioux, und hierdurch fand er sich veranlaßt, sich diesem ausschließlich zuzugesellen, was die Indianer, die sein Gemüth kennen und würdigen gelernt hatten, gern sahen, da er ihnen bei ihren Handstreichen als Kundschafter sehr nützlich war.

Wegen seiner List und Schlauheit, seiner Tücke und Bosheit hatte er von den Sioux-Indianern den Namen: „Schlange" erhalten und war unter diesem Namen bei allen Stämmen bekannt.

* * *

Auf einer Kundschaftsreise für die Sioux, seine Freunde und Verbündeten, war der Exfürst von Varèse den Ohio hinaufgefahren.

Da hörte er beim Scheiden der Sonne die glockenreine Stimme eines Mädchens aus einer Ansiedlung, die er heut zum ersten Male zu Gesicht bekam, obgleich er in dieser Gegend nicht unbekannt war.

Diese Ansiedlung erregte seine Aufmerksamkeit in hohem Grade.

Er landete deshalb und näherte sich der Niederlassung, indem er in seiner Jägerkleidung dreist bei einem der Kolonisten einsprach und von diesem in polnischer Sprache, in der auch er sich aus früheren Tagen her noch verständlich machen konnte, erfuhr, daß diese Niederlassung von der Fürstin Sarjienska gegründet worden sei.

Diese Nachricht machte auf Carl Müller einen unbeschreiblichen Eindruck. Seine Augen schossen Blitze, und finstere Rachegedanken durchzuckten sein glühendes Gehirn.

Eilig machte er sich wieder auf den Rückweg und fuhr in seinem Kanoe einige Meilen den Ohio stromab, worauf er rechts anlegte und das Fahrzeug vorsichtig im Wasserschilf verbarg.

Sein Racheplan war gereift.

* * *

In dem Wigwam des Sioux-Häuptlings Watoni war große Berathung.

Ein neuer Kriegszug ward verabredet, die „Schlange" hatte hierzu gerathen.

Mehrere Ansiedlungen sollten überfallen und vorzüglich eine Niederlassung sollte auf Anrathen des Trappers arg heimgesucht werden, indem dort nach Angabe der „Schlange" viele Kostbarkeiten aufgehäuft sein sollten.

Der Kriegszug ward von den Häuptlingen und Aeltesten beschlossen und durch Watoni den draußen harrenden Kriegern dieser Beschluß mitgetheilt, der ein ungeheures Jubelgeschrei hervorrief.

Jeder eilte zu seinem Wigwam und grub das Schlachtbeil aus. Viele von den jungen Leuten sollten zum ersten Male den Kriegspfad betreten, um sich einen Namen zu erwerben, und diese hauptsächlich waren mit ihrem Wampum beschäftigt, an welchem die Scalpe der erschlagenen Feinde einen ehrenvollen Platz finden sollten.

Die Weiber und Kinder tanzten vor ihren Hütten vor Freude, oder wälzten sich im saftigen Grase wie dunkle Unholde. Alle Krieger aber waren mit den Vorbereitungen zu dem morgenden Auszuge be-

schäftigt, zu dem sie den Segen des großen Geistes herabflehten.

*　　*　　*

Die Sonne, diese Tagesgöttin, stieg klar aus dem Schooße der Nacht herauf. Die Vögel zwitscherten in den Aesten der riesigen Eichen und schlanken Fichten ihr Morgenlied in die balsamgeschwängerte Luft hinaus, als es im Dorfe der Sioux lebendig wurde.

Einzelne berittene*) Krieger eilten bewaffnet auf den allgemeinen Sammelplatz, der bald voll Leben und Bewegung war.

Die vornehmeren Krieger waren außer dem Tomahawk mit schlechten Feuergewehren versehen, während die jüngeren Krieger an deren Stelle nur Bogen und Pfeil besaßen.

Jetzt waren sämmtliche Krieger versammelt und nun erschienen die Häuptlinge, und an ihrer Spitze Watoni und die „Schlange," Alle in vollem kriegerischen Schmucke glänzend.

Watoni überblickte die Kriegerschaar, die aus

*) Die Sioux-Indianer legen sich hauptsächlich auf den Pferdediebstahl, der sehr einträglich ist. Daher kommt es, daß die meisten ihrer Krieger beritten sind.

mehr als zweihundert Indianern bestand, die Mehrzahl von ihnen beritten. —

Nachdem der Häuptling noch eine kräftige Anrede gehalten, befahl er den Unberittenen, bei den Reitern hinten auf zu sitzen und fort ging es über die Prairie-Gelände dem Ziele zu.

34.

Der Entschluß.

Wie auf den Flügeln des Windes zündete in Europa der demokratische Zündstoff im Gebiete fast aller Länder, so daß auch der ruhigste Bürger still in seinem Innern meinte, daß die Lehre der Democratie doch wohl nicht ein leeres Phantom sei.

Einen deutlichen Beweis haben wir in dem absolutistischen Italien erlebt; denn kaum war die Nachricht von der Errichtung der Republik in Frankreich dahin gedrungen, als sich die Regenten veranlaßt fanden, mit den entschiedensten Reformen hervorzutreten.

Nur in der Lombardei beharrte man bei dem alten System, und die Folge davon war der Ausbruch des Kampfes von Seiten des Volkes gegen

seine Unterdrücker, der indeß trotz der Unterstützung Sardiniens doch wieder (mit Ausnahme des heldenmüthigen Venedigs) mit der Unterdrückung der Freiheit des lombardischen Volkes endete.

Im Westen war die Sonne der Freiheit hellstrahlend aufgegangen und im Osten sank sie langsam und widerstrebend unter, von ihrer ganzen herrlichen Pracht nichts weiter zurücklassend, als einen mattleuchtenden Mondschein.

Diese Gedanken durchkreuzten den Kopf des Grafen Charles von Bodincourt, als er in der Sylvesternacht des Jahres 1848 auf seinem Schlosse la ferte neuv in Gesellschaft des Gutspfarrers Saverne, eines jungen Mannes von seinem Alter, bei einer guten Flasche Rheinwein saß und die Ereignisse des dahingeschwundenen Jahres in Gedanken summirte.

Seit dem Tode seiner Gattin hatte ihn ein stets zunehmender Trübsinn befallen, und er sah deshalb Alles im trübsten Lichte.

Die Zerfleischungen, unter denen Europa in diesem Jahre blutete, und die den alten morschen Welttheil aus seinen Fugen zu reißen drohten, trugen viel dazu bei, die melancholische Stimmung des Grafen wo möglich noch zu vermehren.

Charles bemitleidete das alterschwache und mit dem Tode ringende Europa, aber er verachtete die übertünchte Erbärmlichkeit dieses wurmstichigen, in seinen innersten Fugen zitternden Welttheils, und er trachtete schon seit einiger Zeit darnach, dieses Land zu verlassen und dort Schutz zu suchen, wo der menschliche Fuß noch unentweihte Stellen findet, wo noch keine Leidenschaften entarteter Menschen den Boden mit Blut getränkt, wo noch Alles von Jugendkraft strotzt; und in heutiger Nacht kam dieser Plan zur Reife.

Der Graf beschloß bei sich, sobald er seine Geschäfte geordnet haben würde, und so wie es die Witterung gestatte, Europa zu verlassen und im freien jugendlichen Amerika ein Asyl zu suchen.

„Ich fliehe durchaus nicht aus Furcht vor den noch zu erwartenden blutigen Kämpfen in diesem Welttheile, mein guter Saverne," rief Charles mit leuchtenden Augen, indem er den Pfarrer, mit dem er in dieser traulichen Stunde zum ersten Male das traute Du gewechselt, herzlich umfing und an sein Herz zog. „Nein, bei Gott, Etienne, dies ist nicht die Ursache meines Entschlusses. Daß ich nicht feig bin, glaube ich bewiesen zu haben, aber mich

ekelt diese Zerfleischung, dieser Bürgerkrieg an, und ihn will ich fliehen, deshalb verlasse ich Europa und Du wirst mich in die Prairie Amerika's begleiten, mein Etienne, denn Du kannst Deinen Freund nicht verlassen, wenn er Dich um Deine Begleitung bittet, nicht so?"

„Dies ist ein wichtiger, sehr wichtiger Punkt für mich, mein Charles. Entschuldige daher, wenn ich Dir in diesem Augenblick eine bestimmte Antwort nicht zu geben vermag. Ich werde reiflich mit mir zu Rathe gehen und Dir morgen meinen Entschluß mittheilen. Mag derselbe aber ausfallen, wie er will, meine innigsten Wünsche für Dein Wohl werden Dich über das Meer begleiten."

„Nichts da, Nichts da! mein Etienne, Du begleitest mich in Person. Ich werde beim Verkauf meiner Güter darauf sehen, daß Dein Bruder Ludwig in Dein hiesiges Seelsorgeramt eintritt und Du gründest Dir im fernen Amerika unter meinem Schutze eine neue Gemeinde, und zudem ist Dir dort die Möglichkeit gegeben, Dich im Weinberge des Herrn nützlicher zu machen, wie es hier die Umstände erlaubten. Bedenke, Du kannst Heiden dem Herrn zuführen und ihre Seelen vom ewigen Tode erretten, darum folge mir."

„Ich folge Dir, Charles, und wäre es auch in die Urwälder des unbekannten Westens, ja, Charles, jetzt folge ich Dir!"

In diesem Augenblicke ließ die Pendule zwölf Glockenschläge ertönen.

Das Jahr 1849 war angebrochen.

35.

Der Angriff.

Blaue Abendwölkchen färbten sich im Scheine der niedersteigenden Sonne purpurn und zogen in breiten Streifen gluthfarben den Horizont entlang. Kein Blättchen bewegte sich im nahen Urwald, in dem Paul Alexis im Anstand lag, um die heimische Küche mit Wildpret zu versehen.

Die Schatten der Bäume waren im zunehmenden Dunkel verschwunden und nur noch die Spitzen der alten Eiche funkelten im goldigen Lichte der Abendsonne. —

Paul Alexis setzte das Gewehr ab, hing die Jagdtasche über und machte sich eben bereit, ohne Beute nach der Ansiedlung heimzukehren, als er plötzlich einen Schuß krachen hört und gleich darauf ein

angeschossener Hirsch aus dem Dickicht hervorstürzt, um zu den Füßen des äußerst Ueberraschten zu verenden.

Sein Erstaunen wuchs indeß, als mit der Schnelle des Windes sich das Gebüsch theilte und ein fremder Jägersmann eilig hervortrat und auf den jungen Mann mit höflichem Gruße zuschritt.

Paul Alexis verbeugte sich einigermaßen verlegen vor dem Fremden und blickte ihm nun genauer ins Antlitz. Wer beschreibt indeß seine Ueberraschung als er in dem Jägersmann einen Eingebornen des Landes erblickte.

Der Indianer näherte sich lächelnd dem jungen Manne und reichte ihm unter nochmaliger Verbeugung die Rechte, die Paul Alexis treuherzig ergriff und ihm auf französisch einen guten Abend bot.

Der Indianer, ein schon ziemlich betagter Mann, erwiederte den Gruß in reinem Französisch und fuhr fort:

„Es wird Sie überrascht haben, mein Herr, in Ihrem Jagdgehege so plötzlich durch einen fremden Jäger gestört worden zu sein; indessen fürchten Sie nicht, daß ich einen Jagddiebstahl bezwecken wollte. Der Hirsch stand mir zu schußgerecht, als daß ich meine indianische Jägernatur hätte verläugnen kön-

nen. Ich schoß und lege das erlegte Wild hiermit zu Ihren Füßen. Doch dies ist Nebensache, mein Herr, ich komme in einer wichtigeren Angelegenheit zu Ihnen — ich komme als Freund, um Sie von einer dringenden Gefahr zu benachrichtigen, in der Ihre Niederlassung schwebt. Ein Indianertrupp der Sioux ist auf dem Kriegspfade begriffen und nähert sich Ihrer Ansiedlung in der Absicht, zu rauben, zu plündern und zu morden. — Sie sehen mich mit Erstaunen an, mein Herr, indem ich selbst indianischer Abstammung bin. So vernehmen Sie, daß ich der Häuptling eines kleinen Stammes der Peorias bin oder vielmehr war; denn eben dieser Stamm wurde von den Hunden von Sioux meuchlerisch überfallen und niedergemetzelt, während ich abwesend war. Dies ist vor nahe an dreißig Jahren geschehen und ich habe für die That furchtbare Rache genommen; allein ich habe gelobt, so lange meine Kräfte es erlauben, die Pläne der Sioux zu Schanden zu machen und deshalb bin ich hier; mein Name ist „Navata-taoni" oder „der weiße Falke."

„Was Sie mir da sagen, mein Freund, macht mich in der That bestürzt und besorgt wegen der Niederlassung. Ich traue Ihren Worten und deshalb bitte ich Sie, mir in die Ansiedlung gefälligst zu folgen

und mir bei den Vertheidigungsanstalten mit Ihrer Einsicht behüflich zu seien. Seien Sie mir deshalb herzlich willkommen, mein werther Freund," rief Paul Alexis, indem er dem Indianer herzlich die Hand schüttelte.

Navata-taoni war hiemit einverstanden und machte sich hierauf schnell an das Werk, den erlegten Hirsch auszuweiden, was ihm bewunderswürdig geschickt von Statten ging. Demnächst zerlegte er das Wild in zwei Theile, worauf jeder der Männer eine der Hälften auflud und sich schnell in die nahe Niederlassung begab.

Die Frauen empfingen den indianischen Fremdling mit Artigkeit, und bald war eine saftige Hirschkeule auf der Tafel, an der sich die Jäger ein Gütliches thaten.

Paul Alexis war mit Navata-taoni während der Zubereitung des Nachtessens in den Hof gegangen und hatte sich dort mit demselben von dem guten Zustande der Pallisaden und der übrigen Vertheidigungsanstalten überzeugt.

Posten wurden in aller Stille ausgestellt und der Blockthurm tüchtig verpallisadirt. Zugleich wurden sämmtliche Männer in den Hof beordert und ihnen

die Gefahr mitgetheilt, in der die Ansiedlung sich befand.

Die Mannschaft zählte vierzig Köpfe und ward sofort zweckmäßig vertheilt, worauf sich Paul Alexis mit dem Indianer wieder zu den Frauen verfügte.

Diesen ward nun gleichfalls Mittheilung von der gefahrvollen Lage gemacht, in der die „Paul-Alexis-Au" schwebte, was die Damen in nicht geringe Bestürzung versetzte. Doch siegte bald der polnische Muth bei denselben, so daß sie bald gefaßt in die nächste Zukunft blickten.

Navata-taoni erzählte nunmehr seine uns bereits bekannte Lebensgeschichte, die einen tiefen Eindruck auf die Zuhörer machte.

Die Fürstin bezog demnächst mit ihrer Tochter, schnell entschlossen, die für sie eingerichteten Zimmer im obersten Stockwerke des Blockthurmes. Mit ihnen wurden noch acht und zwanzig Personen weiblichen Geschlechts dort oben in Sicherheit gebracht.

Nunmehr erwarteten die bewaffneten Männer mit Ruhe den Angriff der Indianer. Jedoch blieb Alles ruhig.

Navata-taoni war überall, um des Feindes zuerst ansichtig zu werden, dessen schleichende Kriegsführung er nur zu gut kannte. —

Plötzlich krachte aus Navata-taoni's Büchse ein Schuß, ein „Ugh" ließ sich vernehmen, dann trat dieselbe Todtenstille wieder ein.

Der Feind war jetzt da. Navata-taoni wußte nun, daß die Sioux die Ansiedlung umzingelt hatten. Jetzt galt es zu kämpfen auf Leben und Tod. —

Bis diesen Augenblick war die ganze Scenerie in tiefe Finsterniß gehüllt gewesen. Dieselbe machte plötzlich einer blendenden Helle Platz.

Die Ansiedlung war von den Indianern in Brand gesteckt. Die äußeren hölzernen Wirthschaftsgebäude, meist mit Getreide angefüllt, standen in einem Augenblick in Flammen. Die aufsteigende Lohe machte es möglich, daß man auch den kleinsten Gegenstand erkennen konnte.

Jetzt erblickte man auch den bisher unsichtbaren Feind. Mit lautem Geschrei drangen die Sioux vor und versuchten, über die Pallisaden zu steigen.

Da empfing sie aus vierzig wohlgerichteten Büchsen ein verheerender Kugelregen, der ihnen über zwanzig der Ihrigen kampfunfähig machte und sie zum schleunigen Rückzuge zwang. —

Jetzt trat wieder eine Todtenstille ein, die nur durch das Zusammenstürzen der Gebäude und das Krachen der Balken schauerlich unterbrochen wurde.

Von den Ansiedlern war beim ersten Anrennen Niemand verwundet worden, dagegen flammte ein Gebäude nach dem anderen auf. Die Pallisaden waren noch unversehrt, und für das Wohnhaus bis jetzt keine Gefahr.

Da stießen die Indianer von Neuem ihren Schlachtschrei aus und stürzten gegen die Pallisaden heran. Ein neuer verheerender Kugelhagel empfing sie, aber sie hatten sich einen Eingang gebahnt und faßten im Hofe festen Fuß.

Ein fürchterlicher Kampf entspann sich nun, der mit dem Rückzuge der Ansiedler in den Blockthurm endete. Sie hatten der Uebermacht weichen müssen und fünf der Ihrigen lagen todt im Hofe unter der doppelten Anzahl getödteter Angreifer.

Der Blockthurm bestand aus vier Stockwerken, von denen das Erdgeschoß nur allein aus Steinen aufgeführt war. Durch das Heraufziehen einer Leiter nach dem nächsten Stockwerk wurde den Stürmenden der Weg zu den oberen Etagen abgeschnitten.

So befanden sich die Ansiedler für den ersten Augenblick einigermaßen in Sicherheit und konnten ein Wenig von den Anstrengungen des eben beendeten Kampfes ausruhen.

Vor einer Einäscherung durch Feuerbrände war

der Thurm bei gehöriger Vorsicht ziemlich sicher, da ein massiver Brunnen bis in den Dachstuhl hinaufging und daher an Wasser zum Löschen durchaus kein Mangel war. Die Brunnenmauer war so feuerfest angelegt, daß sie einen Thurm im Thurme bildete und wesentlich zum Halte des Holzwerkes beitrug.

Kaum hatte die Besatzung des Thurmes die Leiter in das zweite Stockwerk hinaufgezogen, als auch von den Indianern bereits Sprengungsversuche der stark verrammelten eichenen Bohlenthüre gemacht wurden, indessen waren alle ihre Anstrengungen fruchtlos und scheiterten an der Festigkeit des Holzes.

Da die Sioux während dieser Operation auch fortwährend durch das gutgezielte Feuer der Belagerten belästigt wurden, so versuchten sie nun, auf andere Weise ihren Zweck zu erreichen.

Sie häuften trockne Reiserhaufen vor der Thür auf und suchten dieselbe auf diese Weise in Brand zu stecken. Doch auch der Feuerprobe widerstand die Thür, obgleich der Qualm und die Hitze des Feuers den Eingeschlossenen furchtbare Qualen bereitete.

Hierauf endlich versuchten die Indianer auf Befehl ihres Häuptlings eine dritte Sprengungsart. Von der Brandstelle der Hofgebäude ward ein schwerer Balken herbeigeschafft und mit diesem gegen die Thüre

gerannt, nachdem die Reiserhaufen entfernt worden waren.

Die Thüre stürzte mit lautem Gekrache in den inneren Raum hinein und die Sioux mit einem fürchterlichen Siegesgebrüll hinterher.

Dicht gedrängt standen sie im unteren dunkelen Raum geschaart und suchten einen Weg nach oben, indem sie an den Wänden herumtasteten.

Da plötzlich erfolgte eine donnernde Salve von oben hinunter durch kleine Schießlöcher im Boden. Zwanzig Sioux waren in einem Augenblick zu Boden gestreckt, die Anderen eilten unter Wuthgebrülle wieder in's Freie.

Alle zogen sich auf Schußweite vom Thurme zuzurück und hielten eine Berathung. Sie hatten bereits an fünfzig Krieger todt und verwundet.

Durch diese Berathung entstand eine halbstündige Pause für die Belagerten.

Zwanzig Ansiedler waren durch die stattgehabten Kämpfe theils todt, theils kampfunfähig. Paul Alexis und Navata-taoni jedoch bis jetzt noch unverwundet.

Auch die Ansiedler hielten Rath, und Paul Alexis verfügte sich deshalb mit seinem indianischen Freunde

in das obere Stockwerk zu den Frauen, die halbtodt vor Angst waren.

Hier nahm der Indianer die Brunnenröhre in Augenschein und ein Gedanke der Rettung durchzuckte gleich einem Blitze sein Gehirn. Er nahm eine Fackel und ließ sich durch den Eimer in den Brunnen hinab. Als er nach einigen Minuten wieder zum Vorschein kam, strahlte sein Gesicht vor Freude. Er theilte seine Entdeckung Paul Alexis mit und schaffte hierauf Bretter und Balken in den Brunnen hinein, in den er selbst mit dem Fürsten wieder hinunterstieg.

Navata-taoni hatte unten den Brunnenquell abgesperrt und hierdurch den Boden trocken gelegt. Die Balken und Bretter wurden über die feuchte Erde, Betten und Kleider darauf gelegt und hierauf die Frauen hinunter gelassen, die hier in völliger Sicherheit waren.

Demnächst stieg er mit dem jungen Fürsten wieder auf und leitete die weitere Vertheidigung der Mannschaft.

Die Sioux hatten die Berathung beendet und schritten zu einem neuen Angriff. Sie häuften Maisstroh, altes trocknes Holz, Bettfedern und andere brennbare Gegenstände vor dem Thurme auf und zündeten an. Kein Laut hatte sich während dieser

ganzen Operation von den Belagerten vernehmen lassen. Als aber nun die Flammen die Finsterniß von Neuem erhellten, und die Ansiedler ihre Feinde deutlich sehen konnten, wie sie in einiger Entfernung, und an ihrer Spitze ein weißer fremder Jäger neben dem Häuptling, standen und den Fortschritten des Feuers mit den Augen folgten, da krachte von Neuem eine verheerende Salve in den Haufen der Indianer hinein, die ihre Reihen decimirte.

Wie ein Federball stoben die Indianer auf Schußweite auseinander und stießen ein tiefes Klagegeheul aus. Die Flammen griffen während dessen um sich und leckten bald an den Stielen und Pfeilern des Thurmes hinauf. Hierauf ward das Bretterdach des Baues vom Feuer ergriffen und stürzte prasselnd zur Erde.

Ein lauter Schmerzensschrei ertönte aus dem Innern des brennenden Thurmes, dann war wieder Alles still.

Jetzt näherten sich die Sioux wieder dem brennenden Gebäude und blickten ernst und schweigend in die Feuersäulen, die aus den dichten Holzmassen aufstiegen.

Die „Schlange" lag verwundet am Boden, aber sie blickte mit funkelnden Tigeraugen siegestrunken nach

dem brennenden Thurme hin, in welchem die stolze Fürstin Sarjienska, seine einstige Geliebte, seiner Ansicht nach, jetzt vom Feuer verzehrt wurde.

Seine Rache war nunmehr gesättigt. Einen Blick noch warf er in's Feuermeer, dann sank er in Folge des starken Blutverlustes seiner Wunde ohnmächtig zurück.

Die Flammen verzehrten bald die herumliegenden Leichname der Sioux und der Ansiedler. Auch mancher verwundete Indianer ward ein Raub des Feuers.

Ein pestilenzialischer Geruch verbreitete sich durch dies Rösten und Verkohlen der menschlichen Kadaver, und die Sioux zogen sich scheu von dieser Stätte ihrer Greuelthaten zurück, indem sie den Weg zu ihrem Dorfe einschlugen. —

Allmählig sanken die Flammen, der Morgen dämmerte, die Sonne ging leuchtend auf und die Vögel sangen munter in den Lüften.

Da, als das Feuer keine Nahrung mehr fand und nur noch die massive Brunnenröhre unversehrt gen Himmel sah, wurde zu ebner Erde von innen heraus eine Oeffnung in das Mauerwerk gehauen, und heraus trat Navata-taoni, der die Gegend genau recognoscirte. Hierauf erschien Paul Alexis

in der Oeffnung der Brunnenröhre und ihm folgte die ganze Männerschaar der Ansiedlung, denen bald darauf die Fürstin Sarjienska mit ihrer Tochter Katharina und den übrigen Frauen nachkamen. Alle waren unversehrt und nur von Pulverdampf und Rauch geschwärzt. Die Männer hatten sich sofort, nachdem sie die letzte Salve abgefeuert, in den Brunnen zurückgezogen und waren hier vollständig vor aller Gefahr geborgen, da nicht anzunehmen war, daß die Indianer ihren Versteck ausmitteln würden.

Diese Rettung hatten die Ansiedler nur Nava-ta-taoni zu verdanken, der so recht wie ein Helfer in der Noth erschienen war.

Die Erste Handlung der Geretteten war, daß Alle auf die Knien sanken und Gott innig für die Erhaltung ihres Lebens dankten; dann erst wandten sie sich wieder den irdischen Angelegenheiten zu.

Der nächtliche Kampf hatte den Ansiedlern der Paul-Alexis-Au gleichfalls viele Opfer gekostet, denn es lagen bei der Umschau außer den zahlreichen Verwundeten eilf Todte auf dem Platze, deren Leiber zum Theil halb verbrannt waren.

Der Verlust der Indianer war unverhältnißmäßig größer, denn außer den zerstreut herumliegenden verkohlten Gebeinen sammelten die Ansiedler behufs der Bestattung drei- und neunzig Sioux-Leichname.

Paul Alexis hatte zu seinem neuen indianischen Freunde ein solches Vertrauen gefaßt, daß er dem an solche gefährliche Lagen gewöhnten Navata-taoni den Oberbefehl über die arbeitsfähige Mannschaft der Ansiedlung übertrug, wodurch bald wieder Leben in die Oede kam.

Nachdem Alle von den Strapazen des Kampfes sich genügend erholt hatten, wurde der Schutt von den glimmenden Gebäuden fortgeräumt, um wo möglich noch einige Utensilien vor der allgemeinen Vernichtung zu bewahren. Man begann allmählich leichter zu athmen und dem jetzigen Stande der Dinge mehr Aufmerksamkeit zu schenken.

Von sämmtlichen Gebäuden der Niederlassung waren nur zwei Ställe in einem solchen Zustande verblieben, daß sie nothdürftig ein Obdach gewähren konnten.

In einem dieser Ställe wurden die Verwundeten untergebracht, während der andere Stall zur Unterkunft der übrigen Ansiedler hergerichtet werden sollte.

Nachdem die nothwendigsten Bedürfnisse soweit für's Erste befriedigt waren, wurde zur feierlichen Bestattung der Todten und der einzelnen verbrannten Gebeine geschritten. Ein einziges großes Grab umfaßte die 104 Leichen, und Indianer und Europäer lagen hier friedlich neben einander; eine Bitte für das ewige Seelenheil der Gebliebenen, ohne Unterschied der Farbe, tönte von den bleichen Lippen der Fürstin, die von dem Unglück tief ergriffen war. —

Navata-taoni verstand etwas von der Heilkunde und eilte nun, den Leidenden Hülfe zu leisten, so weit es seine selbst erschöpften Kräfte gestatteten. Unter den Verwundeten befand sich auch der weiße Trapper, den er unter dem Namen „Schlange" kannte, und welchen er selbst vom Blockthurme aus auf's Korn genommen hatte.

Dieser Mensch lag noch in tiefer Ohnmacht. Eine Kugel war ihm durch beide Waden gedrungen, und obgleich die beiden Wunden nicht gefährlich, so waren sie doch mit einem großen Blutverlust verbunden gewesen, der eine gänzliche Erschöpfung des Verwundeten zur Folge hatte.

Navata-taoni verband die Wunden und gab einem Wärter den Auftrag, wohl auf diesen Verbre-

cher zu achten, damit er seiner Strafe nicht entgehe. Der Indianer kannte die Stellung, die Carl Müller bei dem Sioux-Stamme bekleidet hatte und er wußte deshalb auch, daß der Trapper an dem ganzen Unglück allein Schuld war.

Nachdem er alle Verwundeten nothdürftig verbunden, kehrte er endlich zur Fürstin zurück, um ihr ferner mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Ein Bote war in die nächste Garnison geeilt und hatte von dem Indianer-Ueberfall Meldung gemacht; dies hatte zur Folge, daß sich am nächsten Tage ein Beamteter auf Paul-Alexis-Au einfand, der den Sachbestand sorgfältig aufnahm und sich hierauf wieder entfernte, baldige Hülfe versprechend.

Die Fürstin war indeß nicht gewillt, inmitten dieses Wirrwars auszuhalten, sondern sie entschloß sich, die Ansiedlung auf so lange zu verlassen, bis dieselbe wieder ein freundlicheres Ansehen gewonnen haben würde.

Die nächste Stadt nach Süden zu war Frankfort am Ohio, wo indeß zur Zeit gerade die Cholera herrschte, so daß dieser Aufenthalt nicht zu empfehlen war. Da schlug Navata-taoni der Fürstin vor, daß, wenn sie sich seiner Leitung anver-

trauen wolle, er sie an einen Ort führen werde, der nichts zu wünschen übrig lasse.

Dies Anerbieten nahm die Fürstin Sarjienska dankbar an und drei Tage nach diesem Vorfall glitt ein großes Kanoe, in welchem die Fürstin Sarjienska, Paul Alexis, Katharina, Navata-taoni und der verwundete und gebundene weiße Trapper, der die Sioux-Indianer beim Angriffe geführt, den prachtvollen Ohio hinab.

Navata-taoni hatte die Fürstin auf diesen Verbrecher aufmerksam gemacht und dessen Stellung zu den Sioux veröffentlicht. Demzufolge war von Allen einstimmig beschlossen worden, über den Kundschafter nach seiner Genesung ein strenges Gericht zu halten. Derselbe ward daher gebunden nach dem neuen, der Fürstin selbst noch unbekannten Bestimmungsorte geführt.

36.

Die Wasserpartie.

Das Jahr 1849 stand im Zenith und obgleich das helle Grün des Juni von den Wiesengründen verschwunden war, so athmete die Natur doch noch eine Frische, die ihr einen unaussprechlichen Reiz verlieh.

Der Tag war im Sinken begriffen, die Schatten verlängerten sich mehr und mehr, die Düfte der aromatischen Kräuter wurden stärker und bald war das Tageslicht verschwunden und die Nacht in einem Augenblicke da.

Wiederum wuchsen die Baumschatten; denn der Mond schien vom Himmel herab, gleichsam als Wächter der Sommernacht.

Der Ohiofluß war durchsichtig klar. Kein Zeichen des Lebens gab sich an seinen theilweise von dichtem Waldesgrün umgränzten Ufern kund, und nur

dann und wann ließ von den Silberspitzen eines wilden Feigenbaumes ein Wipporwill seine Klagelaute herab ertönen.

Da unterbrach leiser regelmäßiger Ruderschlag die Stille der Nacht und verlor sich stromab. Zwei Männer saßen darin, in traulichem Gespräch begriffen.

„Was ist," sagte der Eine, „was ist die Seine, die Rhone, der liebliche rebenbekränzte Rhein gegen die erhabene Schönheit dieses prachtvollen Stromes, der seine Wasser in die Fluthen des Missisippi ergießt; was ist Frankreich gegen dies herrliche Land der unentweihten Urwälder, Etienne, was ist Europa gegen dies Amerika? Höre, mein Freund, in diesen jungfräulichen Ebenen wird mein Herz, ich fühl's, von Neuem gesunden, ich werde von Neuem glücklich sein."

„Das gebe Gott, mein Charles," rief der Prediger Saverne, (denn er und der Graf von Bodincourt waren es, denen wir hier in Amerika wieder begegnen) „auch mir wird hier so wohl und ich möchte beinahe mit den Worten der Schrift sagen: „„Hier ist es gut sein, hier laßt uns Hütten —"" doch, Charles, was ist das, horch, welch ein lieb-

licher Mädchengesang, wahrlich, ich glaube zu träumen — hier in —"

„St! laß uns lauschen," rief Charles dem Freunde zu, „laß uns lauschen, es ist eine französische Romanze, von einer herrlichen Frauenstimme gesungen."

Beide jungen Männer zogen die Ruder ein und ließen sich sanft den Strom hinabgleiten, von woher der Gesang erschallte.

Eine auf dem glatten Rücken des mächtigen Stromes dahinschwebende zierliche Gondel schaukelte die junge Sängerin, die sich selbst meisterhaft auf der Guitarre begleitete. Jetzt schwieg sie und schaute mit Entzücken auf die großartige, mondbeleuchtete Landschaft rings umher, von Zeit zu Zeit bewundernde Bemerkungen einem jungen Manne mittheilend, der das niedliche Fahrzeug leitete.

Derselbe hörte seit einigen Augenblicken nur zerstreut zu, denn seine ganze Aufmerksamkeit war mit einem Male auf das Wasser gerichtet, auf welchem sich in der Richtung nach Norden zu ein dunkler Gegenstand bewegte, der sich seinem Fahrzeuge immer mehr zu nähern schien.

Diese Beobachtung behielt der junge Mann jedoch für sich, um das Mädchen an seiner Seite nicht zu erschrecken.

Jetzt huschte in der That in einer Entfernung von fünfzig Schritten ein beweglicher Schatten daher. Dieser Gegenstand konnte nichts anderes als ein Kanoe sein.

Ob feindlich oder nicht, war die Frage, die sofort im Innern des jungen Mannes aufstieg. Jedoch, um für alle Fälle sicher zu sein, setzte er das Ruder schärfer ein und fuhr rasch in den Schatten einer großen Strominsel, die fast in der Mitte des Ohios aus dem Wasser emporstieg.

Das Kanoe, oder vielmehr die Insassen desselben, der Graf von Bodincourt und sein Gutspfarrer Saverne, hatten indessen gleichfalls das Verschwinden der Gondel bemerkt, und sie waren beide viel zu neugierig, um dem Fahrzeuge nicht in den Schatten der Insel zu folgen.

Der Führer der Gondel hatte das Ruder eingezogen und lag mit seinem Fahrzeug unbeweglich in einer Art kleinem Hafen, wo er nur in nächster Nähe gesehen werden konnte.

Charles und der Pfarrer hielten mit dem Verfolgen einen Augenblick inne und lauschten, ob sich Nirgends von der Gondel etwas hören lasse. Schon waren sie bereit, wieder abzulenken und ihre Reise, den Strom hinunter, weiter fortzusetzen, als ein wie-

derholtes Riesen ihnen die Richtung gab, in der die Gondel liegen mußte.

Nichts war indeß zu sehen und kein Lüftchen regte sich, als plötzlich beide Fahrzeuge mit lautem Gekrache aneinander stießen und umschlugen.

Ein lauter Schreckensruf ertönte von den Lippen des jungen Mädchens, die in Todesangst mit den Wellen rang.

Schon sank sie unter, als sie mit starker Hand erfaßt und schwimmend an das Ufer getragen wurde. Auch der Pfarrer und der junge Gondelführer hatten sich aus dem Wasser an das Ufer gerettet, und so eben sollte eine Verständigung erfolgen, als der junge Gondolier sowohl, wie der Graf von Bodincourt sich mit lautem Ausrufe der Freude in die Arme sanken.

Charles hatte seinen Kriegs- und Zeltkameraden von Algier, den Lieutenant Fürsten Sarjiensky wiedererkannt. — — — — — — — — — —

Paul Alexis stellte dem Freunde seine Schwester Katharina vor, die aus einer Ohnmacht so eben erwachte und ihrem Retter mit feurigen Worten für seine That dankte. Ein Blick aus den dunkel-

glühenden Augen der schönen Polin war Charles' höchster Lohn. Derselbe stellte nunmehr dem Fürsten seinen Freund Etienne vor, der lächelnd die Höflichkeitsformeln des Prinzen beantwortete.

Hierauf führte Paul Alexis das nachfolgende Kleeblatt in's Haus zu seiner erstaunten Mutter, die die Freunde ihres Sohnes von ganzem Herzen willkommen hieß und den sonderbaren Zufall pries, der ihnen in dieser Einsamkeit eine so angenehme Gesellschaft zuführte.

Bald nach diesen Convenienzhöflichkeiten schlief Charles mit seinem Freunde Etienne einen wahren Todesschlaf an der Seite des jungen Fürsten Sarjiensky.

Nur Katharina hatte von der Abendpartie einen kleinen Katarrh davongetragen, während die jungen Männer am nächsten Morgen munter wie die Fische waren.

Charles hatte die ganze Nacht von der jungen reizenden Prinzessin geträumt, die vom ersten Augenblick an einen lebhaften Eindruck auf ihn gemacht hatte. —

Die Blässe, eine Folge der Erkältung, machte das griechische Profil ihres Antlitzes noch seelenvoller, und Charles gestand sich im Stillen, daß er in die junge Dame vollständig verliebt war, ja, daß er sie anbetete. Améliens Andenken war durch diese neue Liebe vollständig in den Hintergrund gedrängt.

Er entdeckte sich seinem Freunde Saverne.

Katharina war heute in einer wunderbaren Gemüthsbewegung. Als sie Charles' Antlitz zum Erstenmale gestern Abend beim Ringen mit den Wellen über sich gebeugt sah, glaubte sie das Gesicht eines Engels zu erblicken und seit diesem Augenblick war ihr der junge Graf nicht aus den Gedanken gekommen, selbst ihr Traum hatte sich mit ihm beschäftigt. Charles' Aeußere glich zu sehr einem Idol, einem Phantasiegemälde ihres jungfräulichen Herzens, als daß sie bei seinem Anblicke hätte gleichgültig bleiben können.

Bei Tische saßen sie einander gegenüber, ihre Blicke begegneten und verstanden sich, erröthend schlug Katharina die Augen nieder.

Nach Tische verständigte sich das liebende Paar bei einer Promenade durch die Gänge der:

„Herrmannsinsel.“

Katharina entdeckte ihre Liebe der Mutter, die die Tochter mit Inbrunst an ihr Herz schloß.

Herrmann Walter war am Nachmittage vom Johannisgrunde herüber gekommen und leistete den jungen Männern Gesellschaft. Besonders vom jungen Fürsten ward er mit vieler Aufmerksamkeit behandelt. Auch stockte die Unterhaltung nicht, da Alle, mit Ausnahme Saverne's, gut deutsch sprachen.

Als Herrmann gegen Abend wieder übersetzte, trug ihm Paul Alexis viele schöne Grüße an seine Schwester Marie auf, die am andern Tage selbst hinüberkommen wollte.

Der jungen Marie Walter erschien die Herrmannsinsel seit deren Vermiethung an die fürstliche Familie in einem viel herrlicheren Lichte, und sie machte mit Freuden sehr oft von der Einladung Katharinens Gebrauch, indem sie nach der Insel übersetzte.

Seit ihrem Aufenthalte im vorigen Winter in Frankfort hatte sie sich sehr zu ihrem Vortheil verändert, und wenn sie nach der Insel hinüberfuhr, kleidete sie sich immer in ihren städtischen Schmuck. Der junge Fürst überhäufte das unverdorbene Landmädchen mit allen erdenklichen Aufmerksamkeiten, und Marie war immer ganz selig, wenn sie von einem Besuche auf der Herrmannsinsel heimkehrte.

Wenn die Jungfrau an den jungen liebenswürdigen Mann, an Paul Alexis dachte, so pochte ihr kleines Herzchen lebhafter, und mitten in der Arbeit ließ sie dann wohl die Hände in den Schooß sinken, träumerisch in das Azurblau des Himmels blickend.

Marie liebte den jungen Prinzen, und diese Liebe war dem Letzteren kein Geheimniß mehr, er hatte sie errathen.

Der junge Farmer Wilhelm Richter sang von Neuem seine schwermüthigen Heimathlieder und dachte stündlich an den Tod. Die Melancholie nahm endlich bei ihm so überhand, daß er vor Kurzem in ein hitziges Fieber verfallen war, das ihn an den Rand

des Grabes gebracht hatte und an dem er noch krank darniederlag.

Er hatte zu lange wieder mit der Liebeserklärung gezögert und nun — liebte seine Angebetete — einen Anderen!

37.

Der entscheidende Augenblick.

Carl Müller befand sich in einem Kerker des Johannisgrundes und in keiner beneidenswerthen Lage.

Er sah seiner Verurtheilung entgegen, und diese war nur deshalb so lange ausgesetzt, weil Navata-taoni noch auf der eingeäscherten Paul-Alexis-Au beschäftigt war.

Sobald der Häuptling auf der Herrmannsinsel erschien, war's auch um sein Leben gethan.

Dies wußte der Verbrecher, aber er fühlte keine Reue über seine vielfach begangenen Sünden, vielmehr sann er in seinem Kerker auf Flucht und Rache.

Er arbeitete so eben an der Aushöhlung der Mauer seines Gefängnisses und konnte bei einiger Anstrengung in ein paar Tagen auf freiem Fuße und auf dem Wege zu seinen indianischen Freunden sein,

als ihm Ludwig Walter, sein Kerkermeister, die Nachricht von der Ankunft Navata-taoni's überbrachte. — — —

Die Liebe Katharina's und des Grafen von Bodincourt hatte den Segen der Fürstin Sarjienska erhalten.

Auch Paul Alexis bat, mit seiner geliebten Marie an der Hand, um den mütterlichen Segen der Fürstin. Er war fest entschlossen, dem bürgerlichen Mädchen seine Hand am Traualtare zu reichen. Die Einwilligung von Mariens Pflegeeltern hatte der junge Fürst empfangen; Walter und seine Frau fanden sich hochgeehrt durch des Prinzen Wahl, obgleich sie es im Herzen lieber gesehen hätten, wenn die Wahl Paul Alexis' auf ihre wirkliche Tochter Sophie gefallen wäre.

Doch die Fürstin billigte diese Verbindung durchaus nicht. Ihr fürstlicher Stolz sträubte sich gewaltig gegen diese „Mésalliance", und es kostete ihr in Wahrheit Mühe, das liebende Pärchen mit freundlicher Miene um ein Paar Tage Bedenkzeit zu bitten.

Während dieser Zeit traf ihr Bevollmächtigter, Navata-taoni, von der Paul-Alexis-Au ein und

brachte die günstigsten Nachrichten über den Fortgang der dortigen Wiederherstellungsarbeiten.

Dies machte einen ungemein guten Eindruck auf die Fürstin, und in der heitersten Laune benachrichtigte sie ihren indianischen Freund von den Vorgängen auf der Herrmannsinsel seit seiner Abwesenheit. In Betreff der Heirathsgedanken ihres Sohnes bat sie den alten Mann um seinen Rath.

Navata-taoni hielt mit seinen wohlgemeinten Rathschlägen nicht zurück.

Am folgenden Morgen ertheilte die Fürstin dem selig vor ihr knieenden Paare den mütterlichen Segen; sie hatte sich selbst überwunden. — — — — —

Navata-taoni war zurückgekehrt und drang nunmehr auf die strengste Bestrafung des gefangenen Verbrechers, auf dessen unheilvollen Rath die „Paul-Alexis-Au" in Asche gelegt worden war.

Doch die Fürstin wollte kein neues Blut in dieser grauenvollen Angelegenheit vergießen. Ihr Sinn war durch das Glück ihrer Kinder milder gestimmt, und sie beschloß, den elenden Verbrecher am Tage der Doppelhochzeit ihrer Kinder zu begnadigen.

Es war ja so schön, so christlich, zu begnadigen, sie lernte dies beseligende Gefühl erst jetzt kennen.

Aber eine Lehre, eine moralische Niederschmetterung sollte dem Gefangenen vor seiner Freilassung noch zu Theil werden; er sollte die ganze Größe seines schauderhaften Verbrechens kennen lernen, damit er die That bereue und wieder ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft werde.

Demzufolge sollte er am Tage der Vermählungsfeierlichkeit, der ganzen Größe seines Verbrechens gemäß, verurtheilt werden, um gleich darauf vollständige Begnadigung zu erhalten.

So war es der Wille der Fürstin Sarjienska.

Der Fürst Paul Alexis Sarjiensky sowohl, wie der Graf Charles von Bodincourt bekannten sich zum katholischen Glauben und deshalb sollte auch nach der Uebereinkunft die Trauungs-Ceremonie nach katholischem Ritus begangen werden.

Der Pfarrer Etienne Saverne sollte die beiden Brautpaare einsegnen, nachdem vorher die betreffenden Heirathscontracte beim Dorfrichter des Johannisgrundes eingehändigt sein würden.

Die ältesten Männer der Ansiedlung hatten sich

nun heute auf der Herrmannsinsel eingefunden, um den Kundschafter Carl Müller nach dem Wunsche der Fürstin zu verurtheilen.

Die Richter hatten auf den Rasensitzen des Rundtheils Platz genommen, wo ihnen denn auch bald der gefesselte und marmorbleiche Gefangene vorgeführt wurde.

Der Häuptling Navata-taoni führte bei dem Richterpersonal den Vorsitz, während die Fürstin, Paul Alexis, Katharina, der Graf von Bovincourt, Saverne, die ganze Walter'sche Familie, der Ortsrichter und der Prediger Lauter an den obern Fenstern standen und der Gerichtssitzung als Zuschauer beiwohnten.

Navata-taoni als Präsident eröffnete das Verhör mit der Frage:

„Angeklagter, wie ist Dein Name?"

Der Gefangene warf einen stolzen, verächtlichen Blick zu dem Fenster der Fürstin hinauf und rief dann laut: „Ich heiße Carl Müller!"

Die Fürstin hatte den Blick des Gefangenen bemerkt und zuckte bei dem Namen: „Carl Müller" wie vor dem Stiche einer Natter zusammen. Ihr Gesicht ward erdfahl und die bläulichen Lippen schlugen zitternd aneinander. Trotzdem lauschte sie mit

vorgebeugtem Oberkörper dem weiteren Verlaufe des Verhörs.

Auch der Graf von Bodincourt zuckte bei Nennung des Namens: „Carl Müller" zusammen; denn dieser Name war einst auch der Seine gewesen.

Das Verhör nahm seinen Fortgang.

Präsident: „Wie heißt Dein Geburtsort?"

Angeklagter: „Mein Geburtsort ist Berlin, die Hauptstadt des Königreichs Preußen, drüben in Europa."

Von Neuem warf er einen stechenden Blick zu der Fürstin hinauf, die sich indeß wieder gesammelt hatte, denn sie erkannte nunmehr in dem Verbrecher den Exfürsten von Varèse, der sie in Berlin so abscheulich betrogen hatte.

Ihre desfallsigen Betrachtungen wurden durch das weitere Verhör unterbrochen.

Präsident: „Carl Müller aus Berlin, Du bist des Raubmordes und der Mordbrennung angeklagt. Du wurdest bei der Einäscherung der Ansiedlung Paul-Alexis-Au verwundet und mit einer Schaar verwundeter Sioux-Indianer zugleich gefangen genommen. Angeklagter, gestehst Du die Dir hier zur Last gelegten Verbrechen ein?"

Angeklagter: „Ich gestehe ein, daß ich die mir zur Last gelegten Verbrechen begangen habe!“

Präsident: „So bist Du des Todes schuldig, nachdem an Dir die Strafe der Theerung und Federung vollzogen sein wird. In einer Stunde wird dies Urtheil an Dir vollzogen sein!“

Der Angeklagte wankte, doch ermannte er sich schnell und warf einen düsteren Racheblick zum Fenster der Fürstin Sarjienska hinauf.

Diese hatte sich indessen mit der übrigen Gesellschaft von den Fenstern zurückgezogen und in den anstoßenden Saal verfügt, wo ein kleiner Altar errichtet war.

Hier sollte die Trauung der beiden Paare durch den Pfarrer Saverne vollzogen werden und nach dieser heiligen Handlung der Act der Begnadigung feierlich stattfinden.

Die beiden Bräute wurden von ihren Bräutigams in jungfräulichem Brautschmuck an den Traualtar geführt, wo bereits der Pfarrer Saverne in vollem Ornat fungirte.

Die heilige Handlung begann. — —

Soeben sollte das bindende „Ja!“ von den vier Lippen ertönen, und der Heiraths-Contract dem Richter eingehändigt werden, als ein ungewöhnliches Ge-

räusch außen erscholl und die Saalthüre ungestüm aufgerissen wurde.

Erschrocken hielt der Pfarrer mit der Amtshandlung inne, denn der verurtheilte Verbrecher war in den Saal gestürzt und hatte die erbleichende Fürstin mit den laut gesprochenen Worten in das Nebenzimmer geschleppt:

„Fürstin Scrininska, jetzt ist die Rache an mir!“

Paul Alexis, Charles, Herrmann, Ludwig, alle Männer stürzten dem Wahnsinnigen nach, doch es war bereits zu spät, der Verurtheilte hatte die Fürstin zum Fenster hinaus gestürzt.

Charles stand dem Verbrecher zunächst und stieß dem Elenden seinen Dolch in die Brust. —

Carl Müller sank röchelnd zusammen. — —

Unten standen die über die Flucht des Verurtheilten bestürzten Richter, als die hülferufende Fürstin am Fenster oben erschien und von dem Verbrecher hinuntergestürzt wurde.

Die Männer fingen die Fürstin Sarjienska in ihren Armen auf und brachten sie unbeschädigt zur Erde.

Eine tiefe Ohnmacht umnachtete die Sinne der Fürstin. — — — — — — — — — — —

Als sie die Augen wieder aufschlug, lag sie auf ihrem Ruhebette und das Antlitz der jungen Marie war besorgt über sie hingebeugt. Durch die Verwirrung hatte sich ein kleines Medaillon aus ihrem Busen losgenestelt und hing unbeachtet an einem schwarzseidenen Bande herunter.

„Allmächtiger Gott!“ schrie die Fürstin von Neuem erbleichend, als sie das Medaillon erblickte. Hastig löste sie es von dem Halse des jungen bestürzten Mädchens und drückte an einer unsichtbaren Feder. —

Das Medaillon sprang auf und ließ ein Miniaturbild nebst einem Zettel herausfallen, auf dem die Worte zu lesen waren:

„Katharina Maria Louise Scrininska, leibliche Tochter der Fürstin Artemisia Scrininska, ist die Frucht einer verbotenen Liebe. Die Inhaberin dieses Medaillons ist geboren zu Karlsbad am 23. October 1825. Das eingeschlossene Gemälde ist das Miniaturbild ihrer Mutter, die diese Geburt heimlich zu halten gezwungen ist. Dies Medaillon soll einst der Fürstin die Erkennung ihrer Tochter erleichtern.“

Alle Anwesende hatten in stummem Erstaunen das Lager der Fürstin umringt und daher nicht bemerkt,

daß der Graf von Bodincourt auf einen Stuhl ohnmächtig zurückgesunken war.

Herrmann bemerkte den Zustand des Grafen zuerst und sprang ihm zu Hülfe. Man löste seine enge Kleidung, nestelte die Halsbinde ab und wusch Gesicht und Brust mit kaltem Wasser. Bei dieser Operation kam auch auf des Grafen Brust ein ganz ähnliches Medaillon zum Vorschein. Herrmann überreichte dasselbe der Fürstin, die ihre Tochter Marie in stummer Mutterfreude an das Herz gedrückt hielt.

Mit fieberhafter Schnelle ergriff die Fürstin das zweite ihr dargereichte Medaillon und öffnete es:

Ein gleiches Miniaturgemälde und ein gleicher Zettel fielen heraus. —

Auf dem Zettel standen die Worte:

„Giulio Charles Napoleon Scrininsky, leiblicher Sohn der Fürstin Artemisia Scrininska, ist die Frucht einer verbotenen Liebe. Der Inhaber dieses Medaillons ist geboren zu Karlsbad am 23. October 1825, nachdem eine Zwillingsschwester vor ihm das Licht der Welt erblickt hat. Das eingeschlossene Gemälde ist das Miniaturbild seiner Mutter, die seine Geburt heimlich zu halten gezwun-

gen ist. Dies Medaillon soll einst der Fürstin die Erkennung ihres Sohnes erleichtern.“

Der Graf war während dessen aus seiner Ohnmacht erwacht und sank mit einem seligen Lächeln seiner Mutter in die ausgebreiteten Arme.

Allen Anwesenden standen die Thränen der Rührung bei dieser Erkennungsscene in den Augen und Niemand wagte, die heilige Stille zu unterbrechen.

Da tönte ein dumpfer Schrei vom Fenster her der Fürstin gellend in die Ohren. Sie blickte befremdet dorthin und erkannte den blutenden Körper des Kundschafters, der sich in Todeszuckungen wand und laute Schmerzenstöne erschallen ließ, nachdem er aus einer tiefen Ohnmacht erwacht war.

„Um Gott, wer hat das gethan?“ schrie die Fürstin auf, „wer hat den Kundschafter ermordet?“

Charles trat ruhig vor und gab sich als den Rächer des stattgehabten Verbrechens an.

Der Fürstin Augen verdunkelten sich bei dieser Kunde auf's Neue, erbleichend lehnte sie sich an die Wand zurück und sprach leise:

„Charles, Du weißt nicht, was Du gethan hast, Du hast — Deinen — Vater — ermordet — Oh — — — — — — — — — — — — —“

„Mein Gott, mein Gott, was habe ich gethan!“ rief Charles, während er seine erschöpfte Mutter sanft auf das Ruhebett niederließ; „ich — ein Vatermörder — ha —“ und verzweifelnd raufte er sich die Haare.

Navata-taoni war während dem dem Verwundeten beigesprungen und hatte einen Verband angelegt.

Auf Befragen der Fürstin erklärte er, daß der Verwundete nach seiner Ansicht noch zwei Stunden zu leben habe.

„Gott sei gelobt!“ rief die Fürstin freudig aus. „Gott sei gelobt, so kann noch Alles ein gutes Ende nehmen!“ —

Carl Müller hatte sich nach der Anlegung des Verbandes so weit erholt, daß er zu sprechen vermochte. Er winkte den Prediger Lauter zu sich heran und bat ihn um seinen religiösen Trost. Das verstockte Herz des Sünders war endlich erweicht.

Der Trost des Predigers that ihm wohl, er ließ seine Kinder Charles und Maria an sein Lager treten und gab ihnen seinen väterlichen Segen.

Charles war gereinigt vom Morde, er hatte den Segen seines Vaters empfangen. — —

Jetzt winkte die Fürstin den Anwesenden, sie auf ein Paar Augenblicke mit dem Sterbenden allein zu lassen. Sie verfügten sich demzufolge in den Saal, wo der blumenbekränzte Traualtar noch vorhanden war.

Nach wenigen Minuten trat die Fürstin mit verklärtem Angesicht zu ihnen und sprach tief bewegt:

„Meine Freunde, der Allmächtige hat mich hoch beglückt, er hat mir in einem Augenblicke zwei geliebte Kinder wiedergeschenkt und den Vater dieser Kinder zu meiner höchsten Freude zu seinem göttlichen Throne als reuigen Sohn zurückgeführt. Es steht nunmehr in meiner Macht, den Jugendfehler unserer Liebe zu verwischen, und ich werde dies thun; ich werde im nächsten Augenblick dem Vater meiner Kinder die Hand am Traualtare reichen; ich werde mich einem Sterbenden vermählen!" —

Eine halbe Stunde später war Giulio de Varèse der Gemahl der Fürstin Scrininska-Sarjienska; sein höchster Wunsch auf Erden war erfüllt in seiner Sterbestunde, denn ein Paar Minuten später schloß er die Augen, um sie nie wieder zu öffnen. — — — — — — — — — — — —

Die Fürstin aber verfiel in Folge der vielen Gemüthsbewegungen des Tages in ein hitziges nervöses

Fieber, das ihrem Leben nach einigen Tagen ein rasches Ende machte.

Unter den Papieren der Verstorbenen befand sich ein in einem Mahagoni-Kästchen verschlossenes Tagebuch, in welchem Aufschlüsse über die Geburt der Zwillinge gegeben wurden. Die hierauf Bezug habenden Notizen theilen wir im folgenden Kapitel mit.

88.

Notizen aus dem Tagebuche der Fürstin Scrininska-Sarjienska.

Berlin, den 2. März 1825.

Noch zittert die Hand im gerechten Zorne mir in Anlaß des empörenden Verrathes, dessen Opfer ich heut ward. Ha! — es ist entsetzlich, in seinen heiligsten Gefühlen sich auf so gemeine Art verhöhnt zu sehen! — Der Haß eines betrogenen Weibes — der Haß einer hintergangenen Polin durchzuckt fiebherglühend mein Gehirn, bringt mein Blut zu schnellerem Kreislauf! — Haß und Rache dem Verräther — Rache — und doch — ah, wie entsetzlich, wie grausenvoll — mir schwindelt! — — — — —

Karlsbad, den 16. Octbr. 1825.

O mein Gott, zu welcher Strafe hast Du mich verdammt! Ich bin entehrt, ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft, ich bin ein Paria — denn — hahaha — ich war die Maitresse eines Gauklers, eines Vagabonden — ich, die Fürstin Scrininska, bin ein durch einen Betrüger schmachvoll entehrtes Weib! — O! könnte ich jetzt dem Leben, könnte ich meinem Gedächtniß fliehen — — doch nein, ich bin einmal verdammt, den Kelch bis zum letzten Tropfen zu leeren! — — — — — — Nun wohlan, so will ich ich denn standhaft sein und meiner Rache leben — ja, Rache will ich an dem Verräther nehmen, wo er auch sein mag, dies wird mir Linderung verschaffen, dies wird mich mit dem Leben aussöhnen — — doch nein — nein, fort mit diesen Gedanken, fort ihr finsteren Nachtgebilde, fort, denn ach — ich soll ja die Mutter seines Kindes werden oh! — — — — — — — — — — — —

Karlsbad, den 1. November 1825.

Es ist vorbei, ein fürchterlicher Traum hielt meinen Sinn umfangen. — Jetzt sehe ich wieder klar, denn o! ich weiß — meine Kinder — geborgen. Meine gute Lisette hat ihnen ein sicheres Asyl be-

reitet und so eine namenlose Angst von einem trostlosen Mutterherzen gewälzt. — Meine Kinder! — Gott der Allgütige gebe, daß ich sie einst in einer besseren Zeit an die treue Mutterbrust pressen darf. — Für jetzt, ach, ist mir diese hohe Wonne durch gebieterische Umstände versagt; aber sie soll mir einst werden, denn ich habe für die Wiedererkennung meines Charles und meiner Maria umfassende Sorge getragen. Ein Paar künstliche Medaillons, um deren geheime Oeffnung nur außer dem Verfertiger ich weiß, umschließen meine schriftliche Anerkennung ihrer Geburt und sie tragen diese einfachen Medaillons auf ihrer kleinen Brust. — Der Himmel gebe, daß ihnen dieselben nicht abhanden kommen. — Lisette sagt mir, daß sich die kleinen lieben Würmchen so wohl in den Armen der Amme befinden — wie diese Nachricht mich entzückt, o! dies können nur Mütter begreifen! — — — — Fürst Sarjiensky wird bereits ungeduldig über das Langwierige meiner sogenannten Hautgeschwulst-Krankheit, doch nur Geduld, mein wackerer Verlobter, ich folge Dir bald als Gattin auf Deine Güter in Polenland, und die Uebung der Wohlthätigkeit und Nächstenliebe an meinen geknechteten armen Landsleuten soll hinfort das Ziel meines öden Lebens sein. Gott stärke mich hierzu. —

Paris, den 2. Mai 1834.

Das Unglück ist noch nicht ermüdet, mich Vielgeprüfte zu verfolgen. In dem Augenblicke, wo ich Charles und Maria an mein klopfend Herz zu drücken hoffte, erfahre ich durch meinen Agenten in Deutschland, daß jegliche Spur der Kinder verschwunden. — — Der Bauer, bei dem dieselben bei der Geburt untergebracht, hat sich gerädert und die Kinder erhielten demnächst Obdach bei dem höchst brutalen Ortsschulzen, der sie auf jede Art mißhandelte. Charles verlor einst beim Hüten der Rinderherde ein Stück Vieh und aus Furcht vor der entsetzlichen Strafe floh er — seine Spur ist ganz verloren. Maria wurde bald nach dem Verschwinden ihres Bruders von einer entfernten Anverwandten des Schulzen aus dem Würtembergischen, die dort zum Besuche sich aufhielt, mitgenommen. Nach der Ermittelung meines Agenten ist diese Anverwandte des Dorfschulzen mit ihrer ganzen Familie in diesem Frühjahre nach Nordamerika ausgewandert. — O! wie niederschmetternd, wie vernichtend ist diese unheilvolle Nachricht für mich! — So ist es mir denn vom Schicksale nicht gestattet, ein Unrecht zu vergüten, das mir der Drang der Umstände damals aufnöthigte. —

Gott segne Euch, Ihr armen Würmer, und oh! fluchet Eurer armen tiefgebeugten Mutter nicht, die Euch den Stürmen dieser Welt so ankerlos dahingab. Gott mit Euch, Ihr Lieben, und trügt mich meine Ahnung nicht, so werde ich Euch doch einstmals wiederfinden — ade! — — — — — —

Schluß.

Zu unseren Füßen liegt ein liebliches, tiefes Thal, ringsum von Hügeln umgeben, an deren Abhängen dichte Gebüsche dem Jäger Ueberfluß von Wild versprechen, während ein See, dessen silberhelle Quellen wie künstliche Wasserstrahlen emporsteigen und funkelnd in den wogenden Busen des Wasserbeckens zurückfallen, Fische in Menge darzubieten scheint.

Dieser heimliche glückliche Erdwinkel ist: „das Thal von Navata."

Der Platz indeß, wo einst Navata-taoni's Wigwam stand, er war jetzt nicht mehr öde. — Niedliche Häuschen haben sich um die Hütte des alten Häuptlings gruppirt und fröhliche Gesichter lachen in den heitern Tag hinein.

Wir treffen dort lauter Bekannte, denn gleich in

dem netten Steinhäuschen rechter Hand schaut Maria's liebliches Köpfchen in den blauen Aether hinaus, während der wiedergenesene Liebeskranke, der junge Farmer Wilhelm Richter, sein reizendes Weibchen um den schlanken Leib gefaßt hält und ihr einen Kuß auf die Rosenwange drückt.

Im zweiten Häuschen sitzt Charles an der Seite seiner jungen Frau Sophie Walter, die mit der Anfertigung von Kinderzeug beschäftigt ist, während ihr Gemahl gemüthlich die Flöte bläst. —

Aus dem dritten Häuschen erschallt lieblicher Saitenklang und Frauengesang; es ist Katharina, welche sich hier die Zeit vertreibt bis zur Zurückkunft des lieben Gemahls. Herrmann Walter ist nämlich auf dem Felde bei den Arbeitern und sieht dort ein Wenig nach dem Rechten.

Im Häuschen nebenan liegt ein junges Weibchen im Wochenbett. Paul Alexis ist so eben Vater geworden. Er hat die junge Louise, die liebliche Tochter des Predigers Lauter, als sein Frauchen heimgeführt und ist nun beschäftigt, die Aehnlichkeit des neugeborenen Stammhalters mit dem eigenen Angesicht laut zu bewundern.

Im fünften Häuschen endlich, und dicht neben einem kleinen Kirchlein wohnt der Pfarrer Saverne,

dem es gelungen ist, den „Papa" Navata-taoni zum Christenthume zu bekehren, der nun den Namen „Vater Christoph" angenommen hat, und dessen Häuschen gerade im Mittelpunkte des kleinen Häuserkreises erbaut ist. Herr Saverne ist so eben mit der Anfertigung einer Chronik der kleinen Kolonie beschäftigt, die nunmehr gediehen ist bis:

„zum entscheidenden Augenblick."

Druck von Harth u. Schultze in Berlin.